This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Aus Dem Urwald

YB 20102

Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

Ex Libris
Otto C. Schneider
Chicago

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Blockhaus frisch Eingewanderter.

Aus dem Urwald.

Erzählungen, Skizzen und Gedichte

von Georg Giegold.

Mit zahlreichen Original-Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Herausgegeben von dem deutschen Druck- und Verlags-Geschäfte,
Kenosha, Wisconsin.

1898.

Nachdruck verboten.

F585
G45

Aus dem Urwald.

Vorwort.

Unvergeßliche Stunden friedlicher Einsamkeit sind es, die ich vor Jahren auf meiner kleinen Farm inmitten des nordamerikanischen Urwald's verlebte.

Rund um die kleine Klärung schließt sich die dunkle, geheimnißvolle Wildniß in ihrem Urzustande, wie ein in satten Farben schimmerndes Band. Laub und Nadelholz ist bunt durcheinander gemischt, lauter gewaltige Baum-Kolosse, dazwischen dornige Sträucher, Gras- und Schling-Gewächse.

Am Boden liegen gestürzte Waldes-Riesen in den verschiedenen Stadien der Verwesung. Grünes Waldmoos bedeckt viele dieser Baumleichen und die prächtige hellgrüne Farre sproßt daneben empor und hält die Leichen-Wache.

Eine kühle Luft weht da, — tannenduftig und mod'rig. Unheimliche Stille das eine Mal, — dann wieder ein geräuschvolles Leben über Dir und um Dich. Das Wild, die Insekten, die Vögel, — Alles lebt auf. Es summt und rauscht in den Lüften, es krachen und knistern die dürren Aeste am Boden, wenn der Fuß des scheuen Wildes sie betritt; es pipsen und singen die Vögel in den Aesten und das Ganze klingt wie ein gewaltiger Akkord, der langsam austönt, um wieder einer tiefen Stille Platz zu machen, so daß der Urwald Dir wie eine ausgestorbene, verzauberte Stätte erscheint.

Wenn man nun auf seinem abgeschiedenen Heim seine Tage dahinlebt und dabei ein Freund der Natur ist, dann kommt man

gar oft in's Träumen und Ereigniſſe, — ſelbſt die kleinſten, — prägen ſich einem ein und man ſinnt und grübelt darüber nach.

In Sinnen und Träumen habe ich denn das Nachfolgende in meinen Erholungs = Stunden niedergeſchrieben und durch Freunde und Bekannte, ſowie durch verſchiedene deutſche Blätter wurde ich veranlaßt, dieſe Erzählungen und Skizzen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Denen, die im Urwald wohnen, erzähle ich zwar nur Begebenheiten, wie ſie ſolche täglich erleben, aber ſie haben meinen kleinen Schilderungen immer ein warmes Intereſſe entgegen gebracht und ſo wird, wie ich hoffe, auch dieſes Anklang bei ihnen finden.

Wenn dann anderwärts Lebende ſich durch Leſen dieſes Buches vielleicht ein Bild von dem Leben und Treiben im nordamerikaniſchen Urwald machen können und ihr Intereſſe für dieſe herrliche Gegend geweckt wird, ſo iſt der Zweck dieſer Schrift vollkommen erfüllt.

Der Verfaſſer.

Blockhaus frisch Eingewanderter.

Aus dem Urwald.

Erzählungen, Skizzen und Gedichte

von Georg Giegold.

Mit zahlreichen Original-Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Herausgegeben von dem deutschen Druck- und Verlags-Geschäfte,
Kenosha, Wisconsin.

1898.

Nachdruck verboten.

F585
G45

Aus dem Urwald.

Vorwort.

Unvergeßliche Stunden friedlicher Einsamkeit sind es, die ich vor Jahren auf meiner kleinen Farm inmitten des nordamerikanischen Urwald's verlebte.

Rund um die kleine Klärung schließt sich die dunkle, geheimnißvolle Wildniß in ihrem Urzustande, wie ein in satten Farben schimmerndes Band. Laub und Nadelholz ist bunt durcheinander gemischt, lauter gewaltige Baum-Kolosse, dazwischen dornige Sträucher, Gras- und Schling-Gewächse.

Am Boden liegen gestürzte Waldes-Riesen in den verschiedenen Stadien der Verwesung. Grünes Waldmoos bedeckt viele dieser Baumleichen und die prächtige hellgrüne Farre sproßt daneben empor und hält die Leichen-Wache.

Eine kühle Luft weht da, — tannenduftig und mod'rig. Unheimliche Stille das eine Mal, — dann wieder ein geräuschvolles Leben über Dir und um Dich. Das Wild, die Insekten, die Vögel, — Alles lebt auf. Es summt und rauscht in den Lüften, es krachen und knistern die dürren Aeste am Boden, wenn der Fuß des scheuen Wildes sie betritt; es pipsen und singen die Vögel in den Aesten und das Ganze klingt wie ein gewaltiger Akkord, der langsam austönt, um wieder einer tiefen Stille Platz zu machen, so daß der Urwald Dir wie eine ausgestorbene, verzauberte Stätte erscheint.

Wenn man nun auf seinem abgeschiedenen Heim seine Tage dahinlebt und dabei ein Freund der Natur ist, dann kommt man

gar oft in's Träumen und Ereigniſſe, — ſelbſt die kleinſten, — prägen ſich einem ein und man ſinnt und grübelt darüber nach.

In Sinnen und Träumen habe ich denn das Nachfolgende in meinen Erholungs-Stunden niedergeſchrieben und durch Freunde und Bekannte, ſowie durch verſchiedene deutſche Blätter wurde ich veranlaßt, dieſe Erzählungen und Skizzen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Denen, die im Urwald wohnen, erzähle ich zwar nur Begebenheiten, wie ſie ſolche täglich erleben, aber ſie haben meinen kleinen Schilderungen immer ein warmes Intereſſe entgegen gebracht und ſo wird, wie ich hoffe, auch dieſes Anklang bei ihnen finden.

Wenn dann anderwärts Lebende ſich durch Leſen dieſes Buches vielleicht ein Bild von dem Leben und Treiben im nordamerikaniſchen Urwald machen können und ihr Intereſſe für dieſe herrliche Gegend geweckt wird, ſo iſt der Zweck dieſer Schrift vollkommen erfüllt.

Der Verfaſſer.

Morgen im Urwald.

Die Blätter erzittern, ein Lufthauch weht
Und die Nadeln der Tannen rauschen.
Noch schläfrig sitzen die Vögelein
Auf den Aesten in träum'rischem Lauschen

Die Nebel zergeh'n,
Es flüstert sacht
Wie Geisterweh'n:
„Der Tag erwacht."

Es erglänzt im Osten so flammendroth,
Die Wolken, die Wipfel erglühen.
Die Eule und anderes Raubgezücht
Ruhen aus von den nächtlichen Mühen.

Verschwunden sind sie,
Die Wesen der Nacht.
Der Wald lebt auf,
Wenn der Tag erwacht.

Ueber'n See schwimmt langsam ein Entenzug,
Sie verschwinden und kommen wieder,
Jetzt trifft sie der erste Sonnenstrahl
Und golden erglänzt ihr Gefieder.

Du einsamer See!
In welch' ruhiger Pracht
Deine Wasser leuchten,
Wenn der Tag erwacht.

Das Rothwild tritt aus dem Wald hervor,
Blickt spähend umher in die Weite.
Es jubiliret der Vögel Chor,
Es hämmert der Specht nach Beute.

Es singt und klingt
Nach banger Nacht
Aus Baum und Strauch:
„Der Tag erwacht."

Es murmelt die Quelle, wie Plaudern klingt's
In den Bäumen ein Flüstern und Rauschen.
Ihr Stimmen des Urwald's, in einem fort
Möcht' ich hier einsam euch lauschen!

Du gigantischer Wald
In wilder Pracht,
Wie schön bist Du,
Wenn der Tag erwacht.

Die Entwickelungs-Geschichte einer Urwald-Farm.

Alles still!

Plötzlich ein lautes Schnarren, — dann ein schriller Pfiff.

Wie man doch erschrickt in dieser schrecklichen wilden Einsamkeit und doch ist es nur ein kleines flinkes Eichhörnchen, das eine Weile neugierig herunterschaut, voller Verwunderung in jene Laute ausbricht und dann am Stamme hinaufeilt, um seinen Genossen im Gipfel der hohen Tanne die Neuigkeit mitzutheilen, daß Menschen mit weißer Hautfarbe sich hieher verirrt haben, in die Finsterniß des unwirthlichen Urwalds.

Rothe kupferfarbene Männer und hie und da ein weißer Jäger mit verwildertem Gesichte sind hier schon vorübergekommen, aber noch niemals hat das flinke Thierchen so viele Weiße bei einander gesehen.

Da steht ein Mann, im schönsten Lebensalter und mit kräftigem Körperbau, an eine große weitästige Buche gelehnt, und blickt finster und mißmuthig auf die mächtigen Baum-Riesen um ihn herum und auf das dornige rothschillernde Gestrüpp. Neben ihm, auf einem Haufen zusammengerafften Mooses kauert sein treues Weib, einen Säugling an der Brust und schaut ängstlich und erwartungsvoll in das Gesicht ihres Mannes.—

Ach, es ist so ganz anders, als sie es sich vorgestellt, draußen in der wohlgeordneten deutschen Heimath, wo sie ihr kleines schönes Besitzthum zu Geld gemacht hatten, weil es eben doch immer nicht recht zureichen wollte. Aber schon die Reise hatte den kleinen Erlös für ihr Anwesen verschlungen und nun sollten sie beginnen, ohne Mittel, im fremden Lande sich eine Heimath gründen, — frisch beginnen in dieser Wildniß. Viele Meilen war es von der nächsten Ansiedlung entfernt, wo auch noch Alles ein so wildes Aussehen hatte, obwohl der Schulfreund ihres Mannes dort schon zwei Jahre mit seiner Familie hauste.

Wenn es nur näher bei Menschen gewesen wäre. Aber das bei der nächsten Ortschaft liegende Land war nur gegen Geld zu bekommen, während dieses hier, als Regierungsland, nichts kostete und nach dem Gesetze, wenn sie es fünf Jahre bewohnt hatten, ihr eigen sein sollte. — Ja, wenn das Kind nicht wäre!

Zwei Männer in der Tracht der amerikanischen Farmer stehen vor ihnen, Trost zusprechend und ermunternd. Der Eine zeigt auf einen Platz, passend für den Bau des Blockhauses und erklärt ihnen, wie sie es anfangen sollten und wie er und Andere es gemacht. Beide versprechen auch, heute noch mit Hand anzulegen für eine kleine Blockhütte und so lange zu verbleiben, bis die Familie unter einem, wenn auch nothdürftigen Dache sei, um sich vor allenfallsigem Unwetter schützen zu können. Dann hieße es natürlich: „Hilf Dir selbst!“ An Lebensmitteln sollten sie nicht Mangel leiden, die würden ihnen für die erste Zeit gerne abgelassen; der Weg, solche zu holen, sei wohl weit und ungewohnt, aber man dürfe sich nur immer am Ufer des Wald-Baches halten, dann sei ein Verirren unmöglich.—Noch steht der Mann an der Buche stumm und unbeweglich und starrt in's Dickicht.

Ein Hirsch, der auf diesem Platze immer seine Aesung gefunden, hat auf dem Wege dorthin Witterung von den

anwesenden Menschen erhalten und springt erschreckt in's Unterholz und das Krachen der Zweige beweist, wie schnell er flüchtet.

Da bricht ein Sonnenstrahl durch den bisher umwölkten Himmel. Die Vögel wachen auf nnd lassen ihre Stimmen hören. Der arme Einwanderer blickt nieder auf sein Weib und sieht, wie zwei Augen ängstlich fragend auf ihn gerichtet sind. Dann ergreift er die neben ihm stehende Axt. „Ich versuch's," spricht er entschlossen und schreitet mit den Anderen zur Auswahl der Bäume für ein einfaches Blockhaus, während die Frau am offenen Feuer die erste Mahlzeit in der Wildniß zubereitet.

Zwei Jahre später.

Siehst Du dort die Feuer brennen? Hörst Du den Axtschlag und wie sein Echo durch den Urwald schallt, gleich einem Warnungsrufe, den ein Baum dem anderen zuruft: „Hab' Acht, hab' Acht, — bald schlägt auch Deine Stunde, wo Du erzitterst und Dein stolzer Gipfel sich zur Erde neigt vor jenem kleinen Menschenkinde.

Es ist derselbe Platz; eine Klärung von drei bis vier Ackern ist entstanden und auf derselben steht ein kleines niedliches Block-Haus.

Aus rohen Baumstämmen ist es zusammengefügt und die Furchen sind mit Moos verstopft; ein unansehnliches Gebäude für den Städter, aber nicht so für den Mann dort mit dem gebräunten Gesichte, der die Axt zur Seite geworfen, sich von seinem Knaben haschen läßt und im Spiele mit ihm selbst noch einmal zum Kinde wird, — nicht so für die gesund und munter d'reinblickende Frau, die sich's auf einer Ruhebank auf der schattigen Seite des Hauses bequem gemacht und lächelnd dem Treiben der Beiden zusieht.

Ein kleiner Garten mit verschiedenen Gemüsen und Blumen bepflanzt und mit einem roh gezimmerten Zaune umgeben, zieht sich am Hause hin. Dahinter sehen wir ein großes Stück Feld,

mit Kraut, Kartoffeln und Rüben angesäet, Alles in bestem Gedeihen, wie es nur durch den ertragsfähigen humusreichen Boden des Urwald's so frisch und kräftig hervorschießen kann. Einige Hühner suchen sich gackernd ihr Futter und auf der mit Stumpen übersäten Klärung sehen wir eine weidende Kuh — ein

Pracht-Exemplar, weit hergeholt und noch nicht ganz bezahlt, da der Preis in solchen Distrikten ein ungewöhnlich hoher ist, — aber dafür auch eine große Hilfsquelle für die kleine Familie.

Harte Arbeit hatte ihnen die Urwaldfarm schon gekostet. Viele Wochen war die junge Frau allein im Hause gewesen und ach, so einsam war es ihr oft vorgekommen, daß sie weinen mußte. Da drückte sie dann ihren Knaben an die Brust und ermahnte ihn immer wieder, ja nicht zu weit vom Hause weg zu laufen, damit er sich nicht verirre in dem unheimlichen Dunkel des Urwald's.

Dann ging sie wieder rüstig an die Arbeit. Es gab ja so viel zu thun,—dürre Aeste zusammen zu tragen, den Garten in Ordnung zu halten und Vieles im Hause war auszubessern und zu verschönern, damit er eine Freude haben sollte an seinem Heim.

Er arbeitete zwanzig Meilen südlich bei einem Kohlen-Brenner, nahe bei der Ortschaft. Jeden Samstag kam er nach Hause und das gab immer eine Freude für sie und den Jungen und ein Bewundern all' der Sachen, die er mitbrachte: Lebensmittel und Kleidungsstücke; auch hie und da billiges Spielzeug für den Kleinen und etwas Apartes für sie, eine neue Schüssel, ein Umschlagtuch, auch manchmal süße Frucht oder Backwerk,— lauter Kleinigkeiten, die aber im einsamen Urwald und bei den höchst bescheidenen Ansprüchen der Ansiedler ganz bedeutend in der Werthschätzung steigen. Für ihn gab's keinen Sonntag, denn wie konnte er sich Ruhe gönnen, wo noch so Vieles an Haus und Stall zu verbessern war. War er damit fertig, so mußten Bäume gefällt, die Klärung vergrößert werden. Aber er that es gerne und seine treue Lebensgefährtin war jederzeit hilfsbereit.

Es wurde jetzt immer lichter um sie her.

Auch Heu hatten sie schon geerntet, genug für die eine Kuh durch den kommenden Winter. Kartoffeln, Kraut und Rüben standen ebenfalls im besten Wachsthum und war eine reichliche Ernte davon zu erwarten.—Was wollten sie mehr,—der Deutsche ist ja genügsam.

Dann war es ja nimmer so einsam. Andere deutsche Einwanderer hatten sich in der Nähe Land genommen und in der früher fast undurchdringlichen Wildniß entstand eine Klärung um die andere. Sie hielten gute Nachbarschaft und halfen einander nach besten Kräften.

Siehst Du dort die Feuer brennen? Ast um Ast, Baum um Baum verzehren sie. Nur die besten Stammstücke werden auf Haufen gerollt, alles Andere ist dem Feuertode geweiht.

Die Axt des deutschen Pioniers macht einen Baum-Riesen um den anderen erzittern.—Mehr Licht,—mehr Licht!

Fünf Jahre später.

Wir befinden uns auf einem nördlich fahrenden Eisenbahn-Zuge. Durch kleine, blühende Ortschaften führt uns das Dampfroß. Butternut, Glidden, Morse, Mellen ruft der Condukteur beim Durchschreiten des Waggons die kleinen Stationen aus, bei denen wir anhalten.

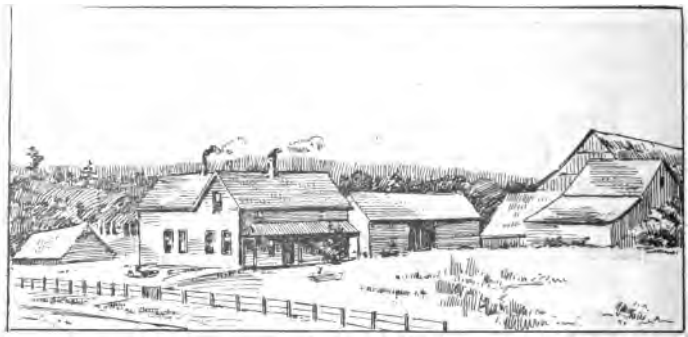
Ueberall hat sich der Urwald gelichtet. Wenn wir auch streckenweise keine Farm erblicken, so ist das, wie uns unser Begleiter mittheilt, nur dem Umstande zuzuschreiben, daß dort sumpfiges Land ist, welches zu entwässern und zu bebauen dem Anfänger wegen des Kostenpunktes unmöglich ist. Der hier Bekannte weiß aber, daß der Wald, an beiden Seiten des Schienen-Geleises, manches schöne Besitzthum unseren Blicken entzieht.

Wir steigen auf einer der kleinen Stationen vom Zuge, um auf der erstbesten Straße eine Wanderung in's Innere zu unternehmen und namentlich auch, um unseren deutschen Freund wiederzufinden. Welcher Unterschied gegen früher? Ueberall sind die Spuren der Civilisation sichtbar.

Da kommen wir auch an ein mit einem Bretterzaun umgebenes Besitzthum. Eine Klärung von einigen zwanzig Ackern breitet sich vor unseren Blicken aus. Die Heu-Ernte hat bereits

begonnen und der süße Duft der in der Sonnenhitze trocknenden Gräser schwängert die Luft. Auf einer fast stumpenfreien, eigens umzäunten Wiese weidet eine Heerde Vieh und weiter oben sehen wir inmitten eines prächtigen Gartens ein kleines schmuckes Framhaus. Auf einer aus Baumästen künstlich geflochtenen Gartenbank vor demselben sitzt ein glückliches Paar. Zu seinen Füßen spielen zwei Kinder, kleine blondlockige Mädchen, während ein kräftiger, sonnverbrannter Knabe von vielleicht sieben Jahren an einem Baumstamme in der Nähe mit einer Axt seine unbeholfenen Uebungen macht.

Wie hat doch Kraft und Ausdauer, mit Entbehrungen gewürzt, in dieser kurzen Zeit die Wildniß verändert. Wie trostlos sah es hier aus. Durch treues Zusammenhalten, durch deutsche Genügsamkeit und vielen Fleiß wurde dem Urwald diese Scholle abgerungen, welche die Familie aller Nahrungssorgen enthebt und noch einen Sparpfennig abwirft für spätere Zeit. Und wie die Beiden so sinnend über ihre Felder und Wiesen dahinblicken, da erinnern sie sich wohl der Zeit, wo sie trostlos und entmuthigt in dieser finsteren Wildniß gestanden. — Sieben Jahre harter Arbeit liegen hinter ihnen, aber sie würden nicht mehr tauschen mit deutschen Verhältnissen. — Sie haben sich durchgerungen: „Durch Finsterniß zum Licht!“



Sonntagsbesuch auf der Heimstätte.

Waldblümelein.

„Blümlein am Waldesrand,
Zierlich und klein,
Bist im Gestrüpp versteckt,
Blühst hier allein!

Weil Du so lieblich bist,
Grab' ich Dich aus;
Kannst in dem Garten steh'n,
Bei meinem Haus!"

„Thu's nicht," spricht's Blümlein d'rauf,
„Laß mich allein,
Würde im Garten dort
Nur traurig sein!

Zwischen den Blumen all',
So fein geschmückt,
Fühlt' ich mich allezeit
Schmerzlich bedrückt!

Bin ja ein unscheinbar
Wild' Urwald-Kind,
Hier unter Dorngestrüpp
Wuchs ich im Wind!

Hört' ich das Rauschen nicht,
Vom Urwald d'rin,
Wär' meine Lebenszeit
Gar bald dahin!

Geh' Du nur Deinen Weg,
Laß mich zurück,
Hier in der Waldnatur
Da wohnt mein Glück!

Im Holzfällerlager.

„Roll out Boys, roll out!“*) ertönt es frühmorgens, noch bevor der Tag graut, in der inmitten des Urwald's und allen menschlichen Wohnungen entfernt gelegenen Waldhütte.

Es ist ein nied'riges, unansehnliches Gebäude, dem man es ansieht, daß es nicht auf die Dauer berechnet ist und daß bei dessen Erbauung der Schönheitssinn keine Rolle spielte.

Die aufeinander gelegten Baumstämme, von ziemlicher Dicke, sind in demselben Zustande, wie sie der Wald geliefert, — nicht behauen, und mit Mörtel beworfen, wie beim Blockhause des Farmers, doch sind die Lücken gut mit Moos und Heu verstopft, um die Kälte abzuhalten.

Gewöhnlich bemerkt man zwei bis drei kleine Fenster und nur eine oder zwei Thüren, welch' Letztere aus rauhen Brettern zusammengefügt sind. Der praktische Buschmann wird nie mehr Eingänge an seinem Blockhause anbringen, als unbedingt nöthig sind, weil sonst die dort herrschenden bitterkalten Winde leichter Zutritt haben, anderntheils aber die Herstellung solcher Oeffnungen viele Arbeit verursachen würde, da dieselben erst nach Vollendung der Wände herausgesägt werden müssen. Es muß ein unpraktischer Baumeister sein, der bei Errichtung eines Blockhauses Thüren und Fenster beim Aufrollen der Stämme gleich berücksichtigt und die Stammstücke demgemäß zurechtschneidet. Er wird nie etwas Passendes zu Stande bringen und doch weit mehr Zeit gebrauchen, als der, welcher die Oeffnungen heraussägt, nachdem die vier Wände vollkommen fertig gestellt sind.

Rund um das Gebäude ist ein wirres Durcheinander von Holzblöcken, Aesten und Stumpen und bis dicht zum Hause stehen die Bäume und das dornige Gestrüpp. Nur das Noth-

*) Herausgerollt Jungens, herausgerollt.

wendigste ist entfernt worden, um Platz für die Hütte zu schaffen, ja eine große Birke dient sogar als Eckpfosten für die kleine Bretterhütte, in welcher sich die in jeder Camp nothwendige Waldschmiede befindet. Ein Ambos, einige Hämmer und Zangen und eine kleine eiserne Esse sind gewöhnlich die ganze Ausstattung derselben.

Der fleißige Schmied befindet sich bereits an der Arbeit, mit dem Beschlagen von Pferden beschäftigt, wozu ihm einer der Fuhrleute mit einer Laterne leuchtet, da immer noch tiefe Dunkelheit die Waldlandschaft in schwarze Schatten hüllt.

An einem Bergabhange, nahe der Schmiede, bemerken wir ein weiteres Gebäude, auf dessen Erbauung noch weniger Sorgfalt verwendet wurde. Aus ungleich langen gewaltigen Stämmen ist es zusammengefügt und eine gestürzte am Boden liegende Tanne dient als Lager für das auf den Grund auslaufende Bretterdach. Hier sind die Pferde und Zugochsen bei größtmöglichster Raumbeschränkung untergebracht.

Ein malerisches Bild ist es, das solch ein Holzfällerlager in früher Morgenstunde darbietet. Ueberall die wilde Urwald-Vegetation, als Hintergrund die aus dichtem Unterholz himmelanstrebenden Tannenbäume, welche sich in ganz schwarzer Färbung von der grauen Einfassung des Horizontes abheben. Aus den jetzt beleuchteten Fenstern dringt ein gelblich rother Schein in's Dunkel hinaus und wo die Lichtstreifen den hartgefrorenen Schnee treffen, glitzert derselbe in goldigen Farben. Weiter unten sieht man Lichtpunkte sich hin und her bewegen, die von den Laternen der Fuhrleute herrühren, welche Wasser von dem nahen Bache zum Stalle schleppen, zum Tränken der ihnen anvertrauten Thiere.

Einen prächtigen Anblick gewährt das Ganze und manches verwöhnte Stadtkind würde sich bei'm Betrachten dieses Landschaftsbildes für den Urwald begeistern,—wenn der Bequemlichkeit

nicht gar zu wenig Rechnung getragen wäre und der Comfort in dieser rauhen Natur nicht gänzlich fehlen würde.

Doch was der Städter an diesem Waldleben auszusetzen hätte, ist Denen gleichgültig, deren Stimmen wir jetzt aus dem Inneren vernehmen. Einen oder zwei Winter dient ihnen das Lager zum Aufenthalt, dann ziehen sie weiter,—Thüren, Fenster und Dachbretter mit sich nehmend und das Stachelthier und die Stink-Katze schlagen in den Ruinen dieser Holzbauten ihre Lager auf.

Treten wir durch eine der Thüren in das Innere der Blockhütte.

Dasselbe ist in zwei Räume getheilt. In dem kleineren derselben schwingt der Koch sein Szepter und es ist ein kräftiges Mahl, das er auf dem großen mächtigen Plattenofen zubereitet. Wenn man die Pfannen und Töpfe von solch' kolossalen Dimensionen betrachtet, dann begreift man, daß ein kräftiger Mann vonnöthen ist, um mit diesen unförmlichen Gefäßen zu hantiren.

Der Koch in einem Holzfällerlager ist eine äußerst wichtige Persönlichkeit,—für die Holzfäller sowohl, deren leibliches Wohlbefinden von der Zubereitung der Speisen abhängt, als auch für den Arbeitgeber, dem ein schlechtes Haushalten des Küchenchefs ganz bedeutende Verluste bringen kann. Manchmal kommt es auch vor, daß die ganze Mannschaft die Arbeit niederlegt, weil das Essen unschmackhaft zubereitet und daher ungenießbar ist. Will dann der „Logger"*) seine Leute behalten, so ist er gezwungen, dem Koche den Laufpaß zu geben, welches ihm aber dieselben Schwierigkeiten bereitet, da ein guter Koch in solchen Holzdistrikten schwer zu finden ist.

Betreten wir den größeren Raum. Ringsherum an der Wand befinden sich die Lagerstätten in zwei Reihen, von denen

*) Arbeitgeber im Holzfällerlager.

die untere einige Fuß vom Boden, die andere in der Nähe der Decke an senkrecht stehenden Pfosten befestigt ist. Vier Seitenbretter mit einem Bretterboden, etwas Heu und zwei bis drei Decken darin, bilden die ganze Ausstattung einer jeden Bettstelle. Der Raum, der uns für eine einfache Familie kaum groß genug erscheinen würde, dient, da auch noch immer zwei und zwei beisammen liegen, als Schlaf-, Wohn- und Speise-Zimmer für dreißig bis vierzig Holzfäller. In der Mitte befindet sich ein langer, roh-gezimmerter Tisch und am Ende des Raumes der große, rothglühende Ofen. Um den Letzteren, stehend und sitzend, mit dem Ordnen ihrer Kleider beschäftigt, sehen wir die kräftigen, gesundheitstrotzenden Gestalten der Holzfäller. Es gehört ein eigener Menschenschlag dazu,—für die Arbeiten im Urwald. — Harte, der Witterung trotzende Naturen müssen es sein, noch unverwöhnt durch die Bequemlichkeiten und Vergnügungen der Städte. Wo Andere in dieser wilden Einsamkeit verzweifeln würden, da herrscht unter diesen Leuten nur Frohsinn und Lust.

Das Mahl wird aufgetragen und unter Scherzworten, die freilich dem Städter nicht immer besonders fein klingen würden, eingenommen. Einen ungemein kräftigen Appetit entwickelt die Schaar und zu verschiedenen Malen füllt der Koch die immer wieder sich leerenden Schüsseln.

Doch bald erhebt sich Einer nach dem Anderen. Die aus dicken buntgestreiften oder gewürfelten Zeug verfertigten Joppen werden angezogen und Aexte, Sägen und Feilzeug zusammengesucht. Dann warten sie beisammenstehend der Arbeits-Eintheilung des „Boß“*), welcher die Mannschaft in Gruppen theilt und Jedem die Anweisungen für die vorzunehmende Tagesarbeit gibt.

*) Arbeitgeber.

In fröhlicher, ja oft ausgelassener Unterhaltung schreiten sie auf schneeigen Wegen dahin, die nur spärlich von der jetzt anbrechenden Tageshelle erleuchtet werden. Die Treiber mit den Pferden und Ochsen folgen und bald ist ein Trupp um den anderen zwischen den dichtstehenden Bäumen verschwunden. Kurze Zeit darauf tönt bereits das Klingen der arbeitenden Säge und das Echo des Axtschlages zu uns herüber.

Bevor der „Boß" sich in den Wald begibt, wartet seiner noch eine Person, um mit ihm Rücksprache zu nehmen und der in einen großen Pelz gekleidete Mann, der bei seinem mit vier Pferden bespannten Fuhrwerke steht, ist nächst dem Arbeitgeber vielleicht die wichtigste Person des Holzfällerlagers. Ihm liegt es ob, die Lebensmittel für die Mannschaft, das Futter für die Pferde und Zugochsen aus weiter Ferne herbeizuschaffen. Er vermittelt den Verkehr mit dem oft fünfzig Meilen entfernten Walddorfe, woselbst sich die Bahnstation befindet und bringt heimkehrend die Briefschaften und Zeitungen für die von der Außenwelt Abgeschlossenen. Daß er auch Postillion d'amour ist, brauchte ich wohl nicht erst zu erwähnen. Seine Rückkehr wird immer mit vieler Spannung erwartet und ein großer Kreis von Zuhörern ist am Abend darnach um ihn versammelt und des Erzählens und Fragens ist dann kein Ende.

Zu einem solchen Proviant-Fuhrmanne gehört ein aufgeweckter, des Schreibens kundiger und unerschrockener Mann, der einen guten Orientirungssinn besitzt und sich in allen Lebenslagen zu helfen weiß.

Zwei bis drei Tage nimmt es ihm oft, bis er sein Ziel erreicht und ist er daher gezwungen, unterwegs in Hütten, die eigens dazu erbaut sind, zu übernachten. Oft auch überrascht ihn der Schneesturm, wenn er, fern von einem Unterschlupf, auf dem unebenen Waldwege dahinfährt, und diese Blizzards wüthen

dort mit solcher Macht, daß es in kurzer Zeit unmöglich ist, die ohnehin schmale Fahrstraße herauszukennen. Da heißt es denn die durch das Waten im Schnee ermüdeten Pferde sicher hindurch zu lenken, denn ein Abweichen kann das Einsinken der ganzen Ladung, oder—durch Verhängen in Wurzeln — den Sturz eines der Pferde nach sich ziehen, dessen Befreiung ohne Hilfe schwer gelingen oder wenigstens große Verzögerung verursachen würde. Manchmal sind die Schneewehen solch' hohe, daß ein Durchkommen unmöglich ist und erst nach stundenlangem Ausschaufeln gelingt es dem Fuhrmanne, seinen Weg fortzusetzen.

Aus der großen Aufgabe, die diesem Manne zugetheilt ist, erklärt es sich auch, daß der Boß mit ihm auf vertrautestem Fuße steht und ihm einen besseren Lohn bezahlt als irgend einem der anderen Arbeiter oder Treiber*), — vermittelt er doch an seiner Stelle die meisten auswärtigen Geschäfte.

Nachdem die Beiden ihre Unterredung beendet, setzt sich der große Schlitten unter dem Knallen der Peitsche in Bewegung, während der Boß seinen Gang nach den Arbeitsplätzen antritt. Die Arbeit der Holzfäller zerfällt in vier Klassen, welch' jede von der anderen verschieden im Lohne ist und eigens erlernt sein muß. Die Säger besorgen das Fällen der Bäume. Nachdem der beste Platz zum Fallen ausgesucht ist, wird dem Baume auf der einen Seite ein Kerb eingehauen und auf der anderen mit dem Sägen begonnen. Pfeifend schneidet die Säge in's Holz, tiefer, immer tiefer, der Urwaldriese zittert und schüttelt bedenklich sein grünes Haupt. Doch die beiden gegen ihn so kleinen Menschen-Kinder schneiden weiter mit der mörderischen Säge, stärker schwankt der Gipfel, ein lautes Stöhnen durchzittert die Luft und mit donnerähnlichem Getöse, die im Wege stehenden kleineren Bäume mit sich reißend, stürzt er zur Erde nieder. Nachdem der Baum in Längen von zwölf bis vierzig Fuß abgemessen und zersägt ist,

*) Fuhrleute.

entfernen sich die Säger und zwei Schwamper treten an ihre Stelle. Dieselben befreien die einzelnen Stammstücke von ihren Aesten und bahnen einen Weg durch das Gestrüpp für den Ochsen-Treiber. Das vordere Ende des Stammstückes wird auf einen Halbschlitten gelegt, mit Ketten befestigt zur „Skidaway" geschleift und mit Hilfe des „Skiders" aufgerollt. Das „Skidaway" sind zwei, auf Blocks gelegte, acht bis zehn Fuß von einander liegende Baumstämme und befindet sich dasselbe an der Seite eines breiten Fahrweges. Die dort aufgestapelten Stämme werden durch die Fuhrleute und den Skider auf die bereit stehenden Schlitten verladen und dann direkt zur Mühle oder zu einem nahe liegenden Flusse gebracht, wo sie im Frühjahre geschwemmt werden.

Den besten Lohn haben die Säger, weil ihre Arbeit die gefährlichste ist und man nur Holzkenner dazu gebrauchen kann. Es ist leider schon zu oft im Urwald vorgekommen, daß gerade bei dieser Arbeit manches hoffnungsvolle Leben, oder mancher Familienvater zu seinem Tode kam, weil entweder das Verständniß für diese Arbeit fehlte, oder zu viel Waghalsigkeit vorherrschte, welch' Letztere, namentlich bei jungen Burschen, bei dem Verhängen eines Baumes zum Ausbruch kommt. Hie und da kann nämlich der Fall eintreten, daß ein solch' stürzender Waldesriese im Fallen noch die ihm zugedachte Richtung ändert und sich in den Zweigen anderer Bäume verhängt, wodurch das Fällen derselben nöthig wird. Erst bei dem Durchschneiden des dritten oder vierten Baumes erfolgt dann der Zusammensturz und wehe Demjenigeu, der sich nicht schon vorher den Weg zur Flucht bedacht hat. Er kann von herabfallenden Baum-Aesten, wenn nicht vom Stamme selbst getroffen werden.

Das Mittag-Essen wird, wenn die Partie weit von der Hütte entfernt ist, nachgetragen und der Schnee vertritt oft das Tischtuch. Um so größere Freude erfüllt das Gemüth des Holz-

Wald-Partie in Taylor County, Wisconsin.

fällers, wenn der Abend seine Schatten hernieder senkt und er den Heimweg zur Hütte antritt. Ein wohlgeheizter Raum und ein leckeres Mahl erwarten ihn. Nach dem Essen werden die nassen Kleider, Strümpfe und Schuhe neben dem Ofen aufgehängt, was nebenbei gesagt, dem Innern eines Kleiderladens nicht unähnlich sieht, dann setzen sie sich zusammen und es werden Geschichten aus dem Leben erzählt, Zukunftspläne entworfen, gesungen und gelacht. Mancher ergreift auch die Flinte, um draußen im Waldes-Dunkel das Wild abzupassen, das sich mit Vorliebe diesen Waldesblößen naht.

Zur bestimmten Zeit und willig befolgt von Allen erschallt dann in vorgerückter Abendstunde das Commando des Bosses: „Roll in Boys, roll in.“*)

*) Rollt Euch ein, Jungens, rollt Euch ein.

Abend im Urwald.

Der Wind bewegt der Bäume Wipfel,
Es rauscht und flüstert, webt und weht.
Es wird so einsam, still und traurig,
Wenn Mutter Sonne schlafen geht.
Der Himbeer goldig rothe Blätter,
Des Weichsels weiße Blüthenpracht,
Sie schimmern, leuchten durch das Dunkel,
In allen Blättern flüstert's sacht:
„Es kommt die Nacht!

Es tönt so hell und klingt so klagend,
Wenn's letzte Tageslicht verglüht,
Aus dem Gebüsch am Waldesrande
Der Amsel melancholisch' Lied.
Die Quelle bei der Waldesblöße,
Sie gluckst und murmelt, seufzt und lacht.
Mit leisen Schwingen huschts vorüber,
Die Eule ist vom Schlaf erwacht:
„Es kommt die Nacht!"

Da plötzlich über Dir ein Rauschen,
Es tönt ein Schreien aus der Höh',
Ein Entenzug streicht schnell vorüber
Und flattert nieder dort am See.
Das Raubthier schleicht auf finst'rem Pfade,
Es wetzt und knistert, bricht und kracht
Dort in der Bäume dunk'lem Schatten,
Die Urwaldgeister halten Wacht:
„Es kommt die Nacht!"

Der alte Jim.

Wer ihn ſo daherſchreiten ſah in gebückter Haltung, das braune lederne Geſicht überall mit Runzeln bedeckt, das graue Kopfhaar in langen Strähnen niederfallend und auf dem Haupte einen löcherigen Schlapphut von immenſer Form, die aus Hirſch-

Fellen verfertigten Kleider abgenutzt und abgerissen, überhaupt Alles an ihm schmutzig und verkommen, — der hätte wohl nicht gedacht, daß der alte Jim auch einmal jung und von ganz passablen Aeußerem gewesen. Und doch war dem so.

Vor achtzehn Jahren, als bei Loraine, am Wisconsin-River bereits blühende Farmen existirten und die Spuren des wilden Urwalds fast schon gänzlich verschwunden waren, lebte auf einer der schönsten Besitzungen ein glückliches Ehepaar mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen.

Inmitten wohlgepflegter Felder und Wiesen und umgeben von einem prächtigen Obstgarten stand das geräumige, hübsche Wohnhaus mit grünen Jalousien und einer Wein-Veranda auf der Sonnenseite. Sogar ein Klingelzug war angebracht an der massiven Frontthüre, die, wie es der noble Brauch verlangt, immer geschlossen gehalten wurde.

Im Innern des Hauses war Alles auf das Feinste ausgestattet. Da waren Sophas, bewegliche Stühle, hohe Spiegel, sogar eine Orgel stand in dem vorderen Zimmer, während die nach hinten hinausliegende Küche in Einrichtung und Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Alles im Haus und um's Haus athmete Wohlhabenheit und Glück—und sie waren auch glücklich, die Bewohner dieser Farm. Gott hatte ihnen zwei blühende Kinder geschenkt und noch nie hatte ein ernstlicher Streit die Beiden entzweit, denn sie waren sich von Herzen zugethan. Was hätten sie auch für Sorgen haben können; Alles war in Ueberfluß vorhanden. Ein Jedes hatte ein größeres Kapital in die Ehe gebracht, von einem Theile davon hatten sie dieses Heim gekauft und den größeren Rest zinstragend angelegt.

Die Eltern der Frau waren vor zwei Jahren kurz nach einander gestorben, ebenso seine Mutter; sein Vater bewirthschaftete mit einigen Dienstboten sein, einige Meilen von dieser Farm entfernt liegendes Anwesen.

Dieses glückliche Eheleben sollte plötzlich einen unerwarteten Abbruch erfahren. Seit einem Monate schon war es Jim aufgefallen, daß ihm seine junge Frau nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit schenkte und dabei immer mehr ein scheues gedrücktes Wesen an ihr zum Vorschein kam. Auch klagte sie jetzt immer über Hinfälligkeit und alle möglichen Krankheiten und der vor Kurzem angesiedelte Arzt, — ein Bekannter ihrer Mädchenjahre, den sie bei einem Besuche einer Tante in Milwaukee kennen gelernt hatte, — war täglich im Farmhause anwesend.

Die Besuche desselben nahmen eine immer längere Dauer an und die Aufmerksamkeiten des Doktors, der jungen Frau gegenüber, wurden mit der Zeit derartige, daß es Jim, der keine Krankheits-Symptome an seiner Gattin bemerken konnte, endlich auffiel. Nachdem das Mißtrauen in ihm einmal geweckt war, wurde er, trotz seiner geraden Natur, zum Horcher und es währte nicht lange, so hatte er unumstößliche Beweise von ihrer Untreue, indem er die Beiden bei einem zärtlichen Liebesgeflüster belauschte. Bleich wie ein Todter war er in's Zimmer getreten, die geladene Flinte in der Hand. Der Doktor, von Natur ein feiger Mensch, rettete sich mit einem Sprunge durch's Fenster, während sie, — die bisher sein Glück, sein Alles gewesen,—vor ihm auf die Kniee stürzte und mit angstverzerrtem Gesichte um Erbarmen flehte.— In ihm war mit einem Schlage Alles todt, was er für dieses Weib empfunden. Er maß sie mit einem einzigen Blick tiefster Verachtung und verließ lautlos das Zimmer. Als ihm im Hausflur die beiden Kinder entgegenkamen und nach der Mutter frugen, an der sie mit abgöttischer Liebe hingen, kniete er bei ihnen nieder und drückte sie Beide an die Brust. Die Stimme versagte ihm. Er wies sie lautlos nach Oben. Dann verließ er das Haus.

In einigen Tagen kam der Notar des Städtchens nach dem Farmhause und brachte der treulosen Frau alle — die Farm und das angelegte Geld — betreffenden Papiere mit dem Auftrage,

daß ihr Ehegatte ihr und den Kindern Alles hätte verschreiben lassen und dafür verlange, daß sie den Kleinen eine gute Erziehung angedeihen lassen solle. Was sie in die Ehe gebracht an baarem Gelde solle ihr ungeschmälert ausbezahlt werden. Die Farm aber und der Rest des Kapitals solle den Kindern verbleiben und die davon abfallenden Zinsen zu ihrer Erziehung verwendet werden. Ferner ließ er ihr sagen, daß wenn sie diese Mutterpflichten nicht erfüllen und den Kindern ein schlechtes Beispiel geben würde, er davon Nachricht erhielte und sich an ihr rächen würde.

Der Notar, der von dem Zerwürfnisse der Eheleute nicht das Geringste wußte, da Jim ihm keine weitere Erklärung gegeben hatte, versuchte die Frau auszuforschen, natürlich erfolglos.— Nachdem der alte Hausfreund kopfschüttelnd davon gegangen, vergrub sie ihr Gesicht in beide Hände. Ein heftiges Schluchzen erschütterte ihre Brust. Das Strohfeuer ihrer verbrecherischen Liebe war verflogen und jetzt erst begriff sie voll und ganz, was sie gethan und wie viel sie verloren an ihrem ehrlichen großherzigen Manne.

Jim, der seinen Vater noch besucht und ohne ihm Näheres mitzutheilen, erklärt hatte, daß er mit seinem Weibe aus bestimmten Gründen nimmer länger leben könne, hatte von dem tieferschrockenen alten Manne einen herzlichen Abschied genommen. Denselben Abend noch war er aus der Gegend verschwunden.

Im Norden Wisconsins, wo noch weite Strecken wilden Waldes und einzelne kleine Ortschaften erst im Entstehen waren, lebte in der Nähe einer solchen Ansiedelung am Chippewaflusse seit fünf Jahren ein Trapper, der entgegengesetzt seinen Zunft-Genossen ein durchaus solides Leben führte. Während die anderen Fallensteller, wenn sie nach langer Abwesenheit nach der Ortschaft kamen, um ihre Felle oder lebendig gefangene junge Bären zu verkaufen, für eine ganze Woche ihre Orgien feierten,

hielt er sich nie länger als einige Stunden auf. Nachdem er seine Beutestücke umgesetzt und seine Bedürfnisse im Kaufladen gekauft hatte, war er auch sofort wieder verschwunden. Sein wortkarges gedrücktes Wesen, sein von seelischen Leiden entstelltes Gesicht fielen allgemein auf. Die Einladungen der Anderen, an ihren Trinkgelagen theilzunehmen, wies er energisch zurück und die neugierigen Fragen des Verkäufers im Kaufladen beantwortete er mit den einfachen Worten: „Mind your own business, joung man. („Bekümmere Dich um Deine eigenen Sachen, junger Mann!") Da er sonst Niemand etwas in den Weg legte und bei seinen Fell-Verkäufen immer ehrlich zu Werke ging, stieg er in der Achtung der Leute und mancher der sonst in ihren Umgang vorsichtigen Familienväter hatte ihn zu sich ins Haus eingeladen, aber er schlug's Jeden ab und ging allen Menschen aus dem Wege. Als bald darnach die südlicher gelegenen Säge-Mühlen die meisten Holzländereien dieses Distrikt's aufkauften und ihre Vorleute und Arbeiter in diese Gegend sandten, um die Bäume zu fällen, da waren welche darunter, die den schweigsamen Trapper und sein Vorleben kannten. Von da an kam er noch seltener nach der Ortschaft.

Es war an einem der im Urwald so prächtigen Herbsttage, als eine elegant gekleidete, im besten Alter stehende Frau mit zwei Kindern, einem zwölfjährigen Knaben und einem um etwas jüngeren Mädchen, dem Eisenbahnzuge entstieg und sich bei dem Telegraphisten sowohl, als auch im Kaufladen, nach dem Aufenthaltsorte des Trappers Jim ..... erkundigte. Auf die Auskunft hin, daß derselbe westlich von der Ansiedelung eine Heimstätte erworben und dort seine Hütte aufgeschlagen habe, machte sie sich mit den Kindern sogleich zu Fuß auf den Weg nach dieser Richtung.

Von Bekannten war ihr Nachricht von dem Aufenthalts-Orte ihres seit Jahren verschollenen Mannes geworden und daß er das einsame Leben eines Trappers führe. Verzeihung wollte sie von ihm erbitten für ihren Fehltritt und vielleicht.... wenn er inzwischen milderen Sinnes geworden, wenn er vergessen könnte,....vielleicht war noch eine Versöhnung möglich. Sie hatte in all der Zeit bitter bereut, was sie dort gethan und die Kinder, ach wie oft hatten sie nach dem Vater gefragt und ein wilder Schmerz, ein Schamgefühl über ihre damalige Verblendung hatte sie dann zu Boden gedrückt. Sie mußte ihnen die Antwort schuldig bleiben. Wie oft auch hatten die Nachbarn, die nichts von ihrem Fehltritt wußten, nach dem Verbleib Jim's sich erkundigt und als sie auf jede Frage stumm den Kopf schüttelte, da war schließlich das Gerücht in Umlauf gekommen, er sei mit einer Anderen auf und davon gegangen. Sie zog sich immer mehr von dem Verkehr zurück und auch der junge Arzt hatte, die Rache Jim's fürchtend, damals sogleich die Stadt verlassen. Die Farm hatte sie bis auf das Haus und den Obstgarten in Pacht gegeben. Wie sie so dahinschritt an jeder Hand ein Kind, da schnürte ein Angstgefühl ihre Brust zusammen, denn sie kannte die Rechtlichkeit ihres Mannes—und dennoch hoffte sie.

Nach einer Wanderung von zwei Meilen erreichten sie die erste Heimstätte. Der dort wohnende Deutsche, dem sie sich anvertraute, gab ihr den Rath, in seinem Blockhause zu warten, da der weitere Weg zu Jims Hütte ungangbar für sie sei. Er werde selbst gehen und ihn holen. Die bereits Ermüdeten nahmen diesen Rath dankbar an und der Farmer machte sich auf den Weg. Nach Verlauf von zwei Stunden kam er zurück und erzählte, daß Jim durch seine Botschaft in eine furchtbare Aufregung versetzt worden sei. Lange wäre er, den Kopf auf den Armen liegend, am Tische gesessen, ohne eine Antwort zu geben. Dann hätte er sich plötzlich aufgerichtet und ihm mit entstelltem Gesicht anbefohlen, auszurichten :

Nach dem Waldfeuer.

„Er wünsche der Frau alles Gute für ihr ferneres Leben, aber sehen wolle er nur die Kinder, sein Liebstes auf der Welt. Die Mutter wäre für ihn todt, gestorben seit Jahren und wenn sie etwa doch versuchen sollte, ein Wiedersehen herbeizuführen, es wäre nutzlos. Sie würde ihn nicht zu Hause finden in seiner armseligen Hütte. Am Waldesrand erwarte er die beiden Kleinen."

Schmerzlich zuckt's über ihr Gesicht, aber nach kurzem Kampfe heißt sie die Kinder mit dem Farmer gehen, dann versinkt sie in ein dumpfes Schweigen. Sie berührt nichts von den Speisen, die ihr die Frau des Farmers vorsetzt und läßt alle theilnehmenden Fragen unbeantwortet. Starr blickt sie durch's Fenster nach dem unheimlichen dunklen Wald. Sie sieht dort eine Männergestalt wartend stehen, sieht wie sich jetzt der Farmer mit den Kindern dem Manne nähert, wie der sie umarmt und küßt, wie er sich zu ihnen in's Waldmoos niedersetzt, mit ihnen plaudert und sie dabei liebkost. Sie sieht, wie er sie zum Abschied nochmals an seine Brust drückt und dann im Dunkel des Waldes verschwindet.

Auf dem Wege zur Ortschaft frugen dann die beiden Kinder: „Ob das der Vater wäre, der Mann mit dem ledernen Gewande? Er sehe gar nicht so aus. Sie hätten sich fast vor ihm gefürchtet, aber er hätte sie dann so traurig angeschaut und sie beim Namen gerufen und von zu Hause gesprochen, daß sie die Furcht ganz verloren und ihn auf sein Verlangen sogar geküßt hätten. Dann hätte er zu weinen angefangen und wäre in den Wald hinein gegangen."

Die Mutter der Kinder bleibt auf dem ganzen Wege stumm, nur einmal flüstert sie leise: „Mein ist die Schuld und ich muß es tragen!" Mit dem nächsten Zuge verläßt sie die Ortschaft. Den Trapper Jim bekam man nach diesem Ereigniß nur noch selten zu sehen und wenn man ihn sah, mußte man sich wundern,

wie schnell der Mann alterte. Er hatte sich weiter im Urwald drinnen eine Hütte gebaut und nur einigen Holzfällern und Jägern war sein Aufenthaltsort bekannt.

Wieder waren Jahre vergangen. Die Kinder Jim's waren herangewachsen und ihre Mutter, obwohl noch im besten Alter stehend, war alt und hinfällig geworden. Die Farm am Chippewa hatte sie verkauft und dann waren sie nach dem Staate Washington gezogen, wo ein Bruder von ihr lebte. Der Vater war von den Kindern nach und nach vergessen worden. Sie ahnten, daß Etwas die Eltern entzweit, vor Jahren, aber sie maßen dem Vater die Schuld bei. Der Sohn war bereits ein gesuchter Advokat, die Tochter an einen vermögenden Fabrikanten verheirathet. Die alte Frau saß meistens einsam in dem großen Hause, das sie sich dort gekauft hatten, denn der Sohn, der bei ihr lebte, hatte viel in seinem Berufe zu thun.

Eines Tages nun fiel eine Zeitung älteren Datums in ihre Hände und eine Skizze fesselte darin ihre Aufmerksamkeit. Je weiter sie las, desto erregter wurde sie und ihre Augen nahmen immer mehr einen fieberhaften Glanz an. Was sie da las, das ging ja ihr an, — Niemand sonst, das war der Schlußakt von ihrer Schuld auf der einen und der Unversöhnlichkeit ihres Mannes auf der anderen Seite. Diese Zeitungsnotiz lautete:

„Einsam gelebt, einsam gestorben."

In einer kleinen Waldhütte war es, in der Nähe des Chippewa-Flusses und hart an die Bank des Bärensees gebaut, von riesigem Nadelholze und Laub-Bäumen beschützt und in einem fast undurchdringlichen Gestrüpp versteckt. Sie ist roh zusammengefügt aus Rinde und Baumästen. Die nur denkbarste Genügsamkeit außerhalb und innen. Da sieht man nichts von den

tausend Bequemlichkeiten, wie wir sie in und bei unseren Wohnstätten gewohnt sind. Um die Hütte die rauhe Natur, der Urwald— unverändert, — drinnen ein alter Ofen, das allernothwendigste Kochgeschirr, eine Bratpfanne und ein zersprungener Topf, eine aus vier behauenen Baumstämmen zusammengefügte Lagerstätte, eine vielfach zerrissene Decke, eine Axt und ein Gewehr. Alles rauh, unfreundlich und einsam, wie auch das Leben des Bewohners dieser Hütte war. Der alte Jim lebte hier. Am Sonntag Morgen ist er todt dort gefunden worden, mit dem Kopf am Ofen, die Füße gegen die Thüre ausgestreckt, ein alter morscher Körper, steifgefroren von der grimmigen Kälte. Und doch war in diesem Ueberbleibsel menschlichen Seins auch einst Spannkraft und Elastizität, ein Herz zum Lieben und Hoffen. Seit 18 Jahren hat er in dieser Gegend gelebt, ein leidenschaftlicher Jäger und fast nur von der Jagd sich ernährend. Wer weiß, welche Täuschungen er erfahren, welche Hoffnungen er begraben, bevor es ihm in die Einsamkeit der Wälder getrieben? Es gehört Mannesmuth, fester Wille und ein durch Entbehrungen gestählter Körper zu solch' einem Trapperleben. Wochen und Monate mit sich allein sein, keine Menschenstimme zu hören und oft am Nothdürftigsten Mangel zu leiden, würde manch' Anderen wahnsinnig machen. Trapper Jim war ein stiller schweigsamer Mann von großem, kräftigen Körperbau, ein guter Trapper, gefällig gegen jeden verirrten oder ihn mit Absicht besuchenden Jäger. In letzterer Zeit immer kränklich, verschmähte er die Hilfe des Countys, obwohl ihm öfters gerathen wurde, um dieselbe nachzusuchen.

Durch Leute eines in der Nähe liegenden Camp, die um seinen Zustand wußten, wurden ihm in der letzten Zeit immer Lebensmittel gebracht. Eben hatte er wieder eine Ration für zwei Tage erhalten und nach halbstündiger Unterhaltung verließ ihn der helfende Freund. Da klopfte ein anderer Gast, der Tod,

mit seinem knöchernen Finger an die Thüre der Hütte. Ob er willkommen war oder nicht, wer weiß es? Aber schrecklich muß solch' ein einsames Sterben sein. Der Körper wird matt und versagt den Dienst. Die Arme zu schwach, um das Feuer zu schüren. Die Kälte nimmt zu. Durch die nothdürftig erbaute Hütte pfeift der kalte Wind. So sinkt er am Ofen hin, um das letzte Bischen Wärme, das den verglimmenden Kohlen entströmt, dem erstarrten Körper zuzuführen. Die Vergangenheit zieht an seinem Geiste vorüber. Diejenigen, die er einst geliebt, stehen nochmals vor seinem geistigen Auge. Noch ein Frost durchschüttelt die alten Knochen, dann ist's vorbei und keine liebende Hand drückt ihm die Augen zu. — Trappers Los.—Ohne Sang und Klang wird er zur Erde getragen; freilich es geschieht ja auf Countykosten.

„Einsam gelebt und einsam gestorben," und er war doch auch ein Mensch so gut wie wir.

„Friede seiner Asche!"

Mehrere Stunden sitzt die arme Frau lautlos am Tische; Alles scheint todt an ihr, nur daß hie und da ein Schüttel-Frost den ganzen Körper durchbebt. Dann quillt es heiß aus ihren Augen und unter herzzerreißendem Schluchzen sinkt sie auf ihre Kniee nieder und mit schmerzlichem Stöhnen kommt's von ihren bleichen Lippen:

„Herr, vergieb uns unsere Schuld!"

Am Urwaldsee.

Am Morgen war's, da stand ich dort,
Am Urwaldsee allein
Und blickte sinnend, der Welt entrückt,
In die wilde Pracht hinein.

Rund um den See, so gigantisch groß,
Die Bäume im grünen Gewand
Und im Wasser d'rin ihr Spiegelbild,
Wie ein breites dunkles Band.

Am Ufer das Waldgras, der Himbeerstrauch,
Farr'n und Waldblümelein,
Die nicken alle, vom Wind bewegt
In's dunkle Wasser hinein.

Die Wellen spielen—man sieht sie kaum
Mit den Gräsern, leis und sacht,
Bald klingt's wie ein traurig Klagelied,
Dann— als ob's kichert und lacht.

Seerosen schaukeln am Wasserrand,
Die Blüthen, weiß wie der Schnee;
Es sind die Grüße der Geisterwelt,
Dort drunten im Urwaldsee.

Die Sonne steigt hinter'm Wald empor,
Vergoldet mit ihrem Schein
Seerosen, Sträucher, Bäume und Gras
Und alle Waldblümelein.

Ein Summen und Zwitschern tönt allerorts,
Die Sonn' hat den Wald geweckt,
Die dunk'len Wasser des Urwaldsee's
Mit Silberstreifen bedeckt.

Doch plötzlich, horch, wie Seufzen klingt's
Im Echo überall,
Ein wildes Stöhnen, ein Rauschen dann
Und plötzlich ein dumpfer Fall.

Ein Waldesriese war gestürzt,
Die Axt hat ihn gefällt,
Mir aber hat's für jenen Tag
All' meine Freud' vergällt.

Gar traurig blickt' ich in die Rund,
Und hab' so für mich gedacht:
Wie bald, wie bald ist dies all dahin,
Verschwunden die Urwaldpracht.

Die Hirschwache.

Für passionirte mit dem Leben und Treiben im Urwald vertraute Jäger wäre es unangebracht, eine Hirschwache zu beschreiben, denn diese kennen die Leiden und Freuden einer solchen zur Genüge; — für Nichtjäger aber, die sich frevlerischer Weise schon oft einen Hirschbraten geleistet haben, der aus der gesetzwidrigen Schußzeit stammte, wird es von Interesse sein, etwas über diese Sommerjagd auf Hirsche zu erfahren — wie sie eben ausgeübt wurde, als die Jagdgesetze noch keine so strengen waren.

Wenn Eis und Schnee im Walde bereits jene schmutzig graue Färbung angenommen hatten, welche die baldige Auflösung dieser winterlichen Elemente ankündigt, — auf den der warmen Frühlingssonne zugängigen Waldblößen jedoch frisches saftiges Grün allerwärts emporsproßte,—dann war für die Jäger die Zeit zur Anlegung einer Hirschwache gekommen.

Am Waldesrande wurde ein Baum ausgesucht, auf dem sich zwischen den Aesten ein guter verdeckter Sitzplatz befand oder anbringen ließ und am Stamme desselben befestigte man Sprossen (Querhölzer), um das Erglimmen zu erleichtern.

In sicherer Treffweite davon wurde dann an einem halbverfaulten Baumstumpen oder an einer alleinstehenden Staude das Salzleck gemacht. Man wühlte einen Theil der Erde heraus und vermischte diesen mit Salz und Salpeter, brachte dann das Gemisch wieder auf den alten Platz und streute Laub und trockenes Gras darüber. Einige Tage blieb dann der Jäger von dieser Stelle fern.

Die Hirsche mit ihrem ausgezeichneten Geruchs-Vermögen wittern eine solche salzige Stelle meilenweit und wenn man nach dem Verlauf von ungefähr einer Woche den Salzleck wieder besuchte, so konnte man mit Gewißheit darauf rechnen, die

Fußspuren der Hirsche und aufgescharrte Erde dort zu finden. Bevor der Tag graute, bestieg dann der Jäger den Baum. Das Gewehr wurde in Ordnung und der Körper in eine Lage gebracht, in welcher man einige Stunden, ohne sich zu rühren, aushalten konnte.

Noch ist es finster, — kaum ein Baum von einem Strauche zu unterscheiden. Lautlose Stille herrscht, nur das Summen der Mosquitos, dieser gefürchteten Quälgeister ist vernehmbar. Erbarmungslos zerstechen einem diese blutdürstigen Mücken Gesicht und Hände—und sich nicht rühren dürfen, um wenigstens einigen davon den Garaus zu machen, ist eine harte Probe der Geduld.

Da knackt's plötzlich im Gebüsche an der entgegengesetzten Seite der Waldblöße. Der Finger des Jägers sucht den Drücker, während sich sein Auge dem Visire anpaßt; — jetzt huscht etwas durch das Gras der Salzleck zu. Das Auge des Jägers versucht mit aller Anstrengung die Finsterniß zu durchdringen, — da— o Aerger, über Aerger; zwei nichtswürdige Hasen sind es, die mit ihren Kreuz- und Quer-Sprüngen über trockene Aeste einen Lärm machen, der das ohnehin so scheue Rothwild verscheuchen wird.

Wenn man nur den ganzen Vorrath von Bockschrot diesen langohrigen Flegeln in die Leiber wünschen könnte! Gerade als ob sie es wüßten, daß der Jäger dort oben im Baume in der Erwartung des Großwildes keinen Schuß auf solch' kleines Gesindel abgeben wird. Da, endlich entfernen sie sich von der Salzleck, um mit groteskem Hupfen und „Männchen machen" im nahen Waldgras zu verschwinden.

Es wird etwas heller jetzt. Die Umrisse der Bäume treten immer deutlicher aus dem Dunkel hervor. Vom Weiten und fortgepflanzt durch das Echo des Waldes tönen die Glocken der

Aufklären: abgeholzten Landes.

bereits weidenden Kühe von der nächsten Heimstätte herüber und vom nahen Sumpflande das Quack-Conzert unzähliger Frösche.

Doch horch!—Drüben vom Waldesrand ein Geräusch von brechenden Zweigen, dazu ein Stampfen des Bodens und dann wieder ein Wetzen an den Baumstämmen. Immer näher kommt es und jetzt tritt der Bock aus dem Unterholze heraus und überblickt stolz erhobenen Hauptes mit scharfen Augen die Wald-Blöße. Noch zu weit ist er entfernt für einen guten Schuß. Weiter drinnen im Walde sieht man die undeutlichen Umrisse der Hirschkühe. Wenn nur die Moskitos nicht so stechen würden. Da, — klatschend fährt die Hand in's Gesicht, — dreifache Strafe für den Jäger, denn er hat keinen der kleinen Blutsauger getroffen, sich selbst eine Tüchtige auf den Gesichtsvorsprung versetzt und dort drüben setzt der erschreckte Hirsch mit seiner Heerde unter Pfeifen und dem Knacken der Aeste mit hohen Sprüngen in's Waldesdunkel zurück.

Wieder vergeht eine Stunde vergeblichen Wartens. Die Morgensonne taucht glühend roth zwischen den Baumwipfeln empor. Das Pipsen der kleinen Meisen wird zuerst vernehmlich, dann fällt der Waldfink mit kurzem Triller ein und bald ist ein prächtiges Wald-Conzert im Gange, aus welchem der Gesang der Amsel und der helle Pfiff des rothbrüstigen Kernbeißers melodisch heraustönen. Plötzlich wieder ein Rascheln bei der Stelle, von welcher der Hirsch vorhin so plötzlich Reißaus genommen. Jetzt still, — langsam kommt er näher, vorsichtig umherspähend. — Jetzt ist er am Leck angelangt. — Er schnüffelt am Boden, um die salzige Stelle zu finden,—da kracht der Schuß, dessen Echo wohl zwanzigfach aus allen Richtungen des Waldes zurücktönt, — ein hoher Luftsprung, dann stürzt er zusammen, noch wild den Boden schlagend. Da — ein wilder Ruck des kräftigen Thieres, als ob es sich erheben und flüchten wollte, doch

kraftlos gleitet es in's Gras zurück. — Die Kugel hatte zu gut getroffen.—Es verendet, während das Geräusch der flüchtenden Kühe sich in der Ferne verliert.

Jetzt erst steigt der Jäger vom Baume. Würde er sich gleich nach dem Schusse dem Hirschen genähert haben, das verwundete Thier hätte seine letzte Kraft zusammengenommen, um zu entfliehen oder sich zur Wehre zu setzen, welch' Letzteres für manchen Vorwitzigen schon oft üble Folgen hatte.

Nachdem der glückliche Schütze das Thier ausgeweidet und nach einer versteckten Stelle geschleift hat, begab er sich auf den Heimweg, um Hülfe zum Transport nach der Heimstätte herbei zu holen.

Daß ein solch' günstiger Jagdausgang von der Familie eines Urwald-Farmers immer mit großer Freude aufgenommen wurde, ist selbstverständlich; lieferte doch ein solcher von ein bis zwei Zentner schwerer Hirsch für einige Wochen ein wohlschmeckendes und billiges Fleisch für die Küche und das prächtige Geweih einen Schmuck für das Farmhaus, auf den der Heimstätter stolz ist.

Für fernwohnende Jagdfreunde möchte ich noch hinzufügen, daß es durchaus nicht immer so glücklich abging, wie ich es hier geschildert habe. Manchmal brachte man dem Wilde nicht unbedingt tödtliche Wunden bei und es betrat, klug gemacht, den Platz nicht wieder. Auch konnte man wochenlang sitzen, ohne daß der Bock herauskam oder es bekam einer, wie es namentlich „Grünen" passirte, das Hirschfieber (den Daderer) und dann war natürlich ein Loch in die Natur so gut wie sicher.

„Es war einmal" möchte man sagen und damit meine ich die Zeit, als die Herren aus den Großstädten noch keine Jagd-Ausflüge nach dem Urwald machten und in der jetzt von dem Gesetze bestimmten Zeit Alles zusammenschießen, was da kreucht

und fleucht —Menschen, und das nicht wenige,—miteingerechnet, wie die Unglücks-Chronik in den letzten Jahren beweist. Natürlich geschieht keiner dieser Unfälle mit Absicht, sondern nur aus gänzlicher Unkenntniß der Jagd im Urwald. Damit aber ja der Farmer unter dem Wildstand keine zu großen Verheerungen anrichtet, was den Herren nach ihrer Meinung die Jagd verderben würde, wurden die strengen Wildschutzgesetze geschaffen, durch welche schon mancher arme Heimstätter sich schwere Strafe zugezogen hat. Daher kommt es, daß der da oben Eingebürgerte die zur Jagdzeit herbeiströmenden Jäger mit nicht besonders freundlichen Augen betrachtet und lieber zu Hause bleibt, wenn er weiß, daß „Grüne" den Wald durchstreifen. Zu den „Grünen" rechnet man da oben die Herren aus Chicago, Milwaukee und allen jenen Ortschaften, welche Gasbeleuchtung besitzen.

Waldfeuer.

„Hört Ihr den Uhu und wie schauerlich sein Ruf durch die finstere Nacht ertönt?—Das bedeutet Unglück, glaubt mir's, und hört nur das Flattern in den Zweigen der Bäume und wie es tappt und läuft am Waldessaum!—Das Wild ist's, das sich vor einem Unheil flüchtet und die Vögel sind es, die, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, ängstlich umherflattern und die Nester mit den Jungen nicht allein lassen wollen in der herannahenden Gefahr. Nichts Gutes bringt uns diese Nacht!"

Der Urwaldfarmer spricht's zu den Seinen, die mit ihm in der Thüre des Blockhauses stehen und ängstlich in die tiefe Finsterniß hinausblicken.

Kein Stern ist am Himmel sichtbar und nur in undeutlichen Umrissen sind die Bäume des nahen Waldes zu erkennen, die sich wie gespenstige Schatten, von einem leichten Südwinde bewegt, hin und herwiegen.

Schon seit Wochen war kein Regen gefallen. Die drückende Schwüle, die schwer auf die Gemüther der Blockhaus-Bewohner einwirkt und das Bewußtsein, in solch' schauerlicher Nacht im tiefen Urwald allein und meilenweit von jeder menschlichen Hilfe entfernt zu sein, erzeugen im Herzen eines Jeden ein Gefühl tiefster Verlassenheit. Noch stehen sie stumm dort beieinander, hinauslauschend in das unheimliche Dunkel, als sich plötzlich ein tiefer Schreck Aller bemächtigt. Ein gelblicher Schein breitet sich langsam am schwarz-grauen Himmel aus, der allmählig in eine tiefrothe Färbung übergeht und ein fahles Licht über die ganze Landschaft verbreitet.

„Der Urwald brennt!" Nur flüsternd kommen die Worte von den Lippen der am Blockhause Stehenden und bleich wird ein jed' Gesicht. Was kann es auch Schrecklicheres geben für die Bewohner der einsamen Heimstätte, als ein solch' heranziehendes

Urwaldfeuer mit seiner Alles verheerenden Macht? Der Mann mit dem gebräunten Gesichte und den schwieligen Händen und seine treue Gefährtin an seiner Seite, sie Beide wissen, daß es jetzt gilt, das mühsam dem Urwald Abgerungene von Neuem zu erkämpfen, ja noch mehr, sie wissen, daß das herannahende Feuer für sie und die Ihren noch etwas weit Schrecklicheres bedeutet: den Kampf um's Leben. Daher liegt es für Augenblicke wie eine Erstarrung über den Gestalten, in welcher sie die immer greller aufleuchtende Helle betrachten. Wie dann plötzlich der Wind in zischenden Tönen zu wehen beginnt und ein Krachen, wie das Knattern eines Kleingewehrfeuers hörbar wird, da kommt Leben in die kleine Gruppe. Der Farmer eilt nach Hacke und Schaufel, um Feuergräben aufzuwerfen an Stellen, wo der Rasen gänzlich ausgetrocknet ist und dem Feuer als Leiter dienen könnte zum Wohnhause. Arbeitend gibt er den Seinen Anordnungen, was gethan werden könne und nachdem von der Frau und den Kindern alle Gefäße hervorgesucht sind, eilen die Letzteren zum nahen See, um Wasser herbeizuschleppen zum Einnässen des trockenen Grases beim Blockhause und zum Füllen aller Gefäße für den allenfallsigen Gebrauch. Noch ist die Gefahr meilenweit entfernt, aber Vieles ist auch noch zu thun und solch' ein Waldfeuer naht oft in unberechenbarer Schnelligkeit.

„Reißt die Zäune nieder und hinaus mit dem Holze über die Feuerlinie," ruft der Mann und eilends vollziehen Frau und Kinder, nach den Aexten greifend, den Befehl, denn bereits bringt der Wind einen scharfen brenzlichen Rauch mit sich und die Funken in der Luft, das verschärfte Knallen und Krachen der von der Hitze berstenden Stämme zeigen, daß das Feuer dämonisch schnell heranrückt.

Wie sie arbeiten, die Bewohner der Heimstätte, vom grellen Schein der nun über den Baumwipfeln emporschießenden

Flammen beleuchtet! Der Wind, der immer stärker zu wehen beginnt, wälzt jetzt große grauschwarze Rauchwolken herüber, — ein schauderhafter Lärm entwickelt sich, ein Zischen und Krachen allerwärts, dazwischen dumpfe Laute, verursacht durch stürzende Wald-Kolosse; einige Minuten noch und Alles rings um das kleine Blockhaus ist ein Flammen-Meer, aus welchem die vom Feuer erfaßten Cedern wahre Riesen-Flammen zum Himmel emporsenden.

„Bleibt jetzt bei'm Hause," ruft keuchend der herbei eilende Farmer, „und beobachtet alle Funken uud brennenden Holztheile, die der Wind herüberträgt!"

Kaum hat er ausgesprochen, da läuft schon das Feuer auf der einen Seite im trockenen Grase heran. Ein brennender Ast ist vom Winde über den aufgeworfenen Graben geweht worden und zundergleich glimmt sofort eine ganze Strecke der dürren Halme. Alles eilt mit Wasser auf die gefährdete Stelle des Hauses. Doch alles Löschen und Todtstampfen des brennenden Rasens scheint vergeblich; immer von Neuem glimmt es stellenweise hervor. Da, — der ängstliche Ruf des auf dem Dache plazirten Knaben tönt durch das ohrenbetäubende Tosen der entfesselten Elemente: „Das Dach brennt, kommt schnell, kommt schnell!"

„Bleibt hier und versucht Euer Bestes," ruft der Farmer der Frau und den anderen Kindern zu, während er mit einem gefüllten Wasser-Eimer auf der Leiter zum Dache hinaufeilt, um den dort im Entstehen begriffenen Brande Einhalt zu thun.

Der Rauch wird immer dichter und die Hitze schier unerträglich. In großen Tropfen rinnt der Schweiß von den tief gerötheten Gesichtern. Eben ist es der überangestrengt arbeitenden Mutter unter Beihilfe der Kleinen gelungen, dem Rasenfeuer Einhalt zu thun und sie wollen dem Vater zu Hilfe eilen, da bemerkt dieser, um sich blickend, wie es sich in feuriger Schlangen-

Linie zum Stalle heranwindet und den Seinen die Rettung des Hauses überlassend, eilt er dorthin, wo er eine große Menge trockener Aeste am Boden liegend weiß, deren Wegräumung wegen des schnellen Herannahens der Gefahr unterblieben war. Bis dicht zum Rande des Feuers eilt er, um Ast auf Ast in die Flammen hinauszuwerfen und dem verheerenden Elemente den Weg abzuschneiden zu seinem Besitzthum.

Stundenlang dauert der Kampf der vom Feuer eingeschlossenen Menschen um Leben und Heimath, noch mehrmals glüht der Rasen auf und werden Haus und Nebengebäude von fliegenden Feuerkörpern getroffen und die kleine Heimstätte scheint der Vernichtung geweiht, aber der eigene Erhaltungstrieb verdoppelt ihre Kräfte zum Kampfe gegen die entsetzliche Naturgewalt.

Da endlich legt sich das wilde Brausen; der Lärm, den das Knistern und Krachen der Holztheile verursacht, wird immer schwächer, — die Macht des Feuers ist gebrochen, denn es findet keine Nahrung mehr. Es glimmt uud glüht noch allerorten zwischen den halbverkohlten, massenhaft umherliegenden Aesten und an den Zweigen der Bäume, die vermöge ihres reichlichen Saftes dem Elemente Stand gehalten.

Der Tag graut und der nach solcher Schreckensnacht sehnlichst herbeigewünschte Morgen bricht an. Die Gefahr für die Heimstätte ist vorüber.

Auf der Bank hinter dem Hause gönnen sich die zum Tode ermatteten Menschen den ersten Augenblick der Ruhe. Müde sind die Köpfchen der Kleinen in den Schoß der Mutter gesunken und die durch den Rauch entzündeten Augen haben sich zum Schlummer geschlossen. Zwei Knaben sitzen mit zerfetzten Kleidern an der Seite des Vaters, dessen Gesicht und Hände an vielen Stellen Brandwunden aufweisen. Alles hat ein so trauriges, schwarzes Aussehen, — die Menschen sowohl, als Blockhaus und Stall, Wald und Flur. Das noch stehende

Strauchwerk und die kleineren jetzt kahlen Bäume neigen sich der Rinde und Blätter beraubt, zur Erde herab, gebogen vom Wind und in dieser Stellung ausgetrocknet von der imensen Hitze. Nichts Grünes mehr. Was auf saftigem Grunde gestanden und noch grün und frisch emporgewachsen war, liegt jetzt verwelkt darnieder nnd auf den größten Theil der Klärung ist das von der Sonnenhitze gedörrte Gras mitsammt den Wurzeln ausgebrannt. Die ganze Feld- und Garten-Frucht ist zu Grunde gerichtet, — vernichtet in wenigen Stunden. Ein dumpfer stickender Rauch lagert noch über der Waldesblöße. Beim Anblick dieser Verwüstungen zieht wohl eine tiefe Wehmuth in die Herzen der Heimgesuchten, so daß der armen Frau die Thränen hervorquellen und selbst die Augen des wetterharten Mannes einen feuchten Glanz erhalten. Aber neben dieser Wehmuth steigt doch wieder ein tiefes Glücksgefühl in den Beiden auf, darüber, daß sie dieser Nacht des Schreckens so glücklich entronnen und Eines dem Anderen erhalten geblieben für ein ferneres arbeitsames Leben.

In nördlicher Richtung wüthet jetzt das Feuer, ausgebreiteter und mit verstärkter Macht und wie sie den enteilenden Flammen, — dem wilden schonungslosen Elemente nachblicken, da gedenken sie der Freunde, die ebenso einsam wie sie weit dort drinnen im Urwald hausen und die sich jetzt im Kampfe mit der rasenden Naturgewalt befinden und von dem Herzen des Mannes löst sich dieselbe Bitte, die eben seine treue Gefährtin mit gefalteten Händen flüstert: „Gott schütze sie!“

Wie entstehen diese Waldfeuer?“ frägt wohl ein Mancher. Die Antwort darauf ist einfach genug: Unter zehn dieser Brände wird wohl nur ein einziger durch Blitzschlag verursacht; die anderen entstehen gewöhnlich durch den Leichtsinn der Menschen.

Ausgebrannter Urwald.

Sehr oft wird der in heißer Sommerzeit ausgetrocknete Wald durch die Funken solcher Lokomotiven verursacht, welche mit keinen Funkenbrecher versehen sind, aber die Schuld an den meisten dieser Riesen-Feuer kann jenen leichtsinnigen Ansiedlern beigemessen werden, die selbst bei der trockensten Jahreszeit das sogenannte „Klären" und das damit verbundene Aufbrennen des unbrauchbaren Holzes nicht unterlassen können und die nicht so viel Ueberlegung und Gewissen besitzen, sich zu vergegenwärtigen, daß durch ihren frevelhaften Leichtsinn hunderte von Farmen ruinirt und tausende von Menschenleben vernichtet werden können. Die Waldfeuer in Nord-Wisconsin und Nord-Ost-Minnesota, die Brände von Philipps und Hinckley haben hiefür den schrecklichsten Beweis geliefert, der sich denken läßt, indem viele Hunderte von Menschen dabei eines qualvollen Todes sterben mußten.

Das Grab in der Wildniß.

Zwiſchen Baumesrieſen ganz verborgen,
Wo noch rauhe Wildniß weit und breit,
Liegt ein See mit ſchillernd grünem Waſſer
In des Urwald's tiefſter Einſamkeit.

Hohes Schilf und weiße Waſſerroſen,
Wilde Sträucher an dem Uferrand
Und der Urwaldbäume ſchwarze Schatten
Weben rings herum ein dunkles Band.

Dort am Waldesabhang eine Lichtung
Und darinnen ſteht ein einſam Haus.
Wie in ſtummer Trauer,—halb zerfallen,
Blickt's verlaſſen aus dem Wald heraus.

Der dich aufgebaut, iſt längſt begraben,
Ruhet aus von vielem Herzeleid
Unter Urwaldrieſen, fern von Menſchen,
Fern von Luſt und Schmerz, von Glück und Neid.

Falſchheit, Mißgunſt und ein treulos Weſen,
Trieben ihn vom theu'ren Vaterhaus,
Von dem Heimathsland, dort über'm Meere,
In die kalte fremde Welt hinaus.

In des Urwalddomes heil'gem Frieden,
Schuf dies Heim er ſich am grünen See,
Von der Jugend Glück wollt' er hier träumen
Und vergeſſen all ſein herbes Weh.

Ob vergeſſen Du, und Ruh gefunden
In der Wildniß hier, im fremden Land?
Weißt nur Du allein, einſamer Schläfer
In dem Grabe dort am Uferrand,—
Wo Dein Freund, der Häuptling, Dich gebettet,
Rothe Männer Dich hinabgeſenkt,—
Du allein nur und der Herr der Welten,
Der der Menſchenkinder Schickſal lenkt.

Schlumm're ſanft!—Hier unter Urwaldbäumen
Stört kein Weltgetriebe Deine Ruh!
Nur die Wellen plätſchern, murmeln, flüſtern
— Und im Wald, da weht's und rauſcht's dazu.
Sonn und Mond und auch die Sterne leuchten
Hier, wie anderwärts, ſo hell herab;
Friede, ringsumher, erhab'ne Ruhe,
In der Wildniß um das Urwaldgrab.

Rothe Männer ſchmücken dieſen Hügel
Mit des Waldes ſchönſter Blüthenpracht.
— Glänzt das Mondlicht ſilbern dann vom Himmel,
Spiegelnd ſich im See in ſtiller Nacht, —
Dann wirſt Du dies einſam Grab erblicken!
Von der Waſſernymphen Schaar umringt
Und ein Schlummerlied, ſo ſacht und leiſe,
Durch den großen dunklen Urwald klingt.

Im Waldesdunkel.

Das Städtchen Mosinee, an der St. Paul Eisenbahn gelegen, war an einem August-Abende des Jahres 1890 der Schauplatz einer großen Aufregung. Alle Bewohner des Ortes waren auf den Straßen und es war ein Rennen und Laufen und zwischen den kurzen Fragen und Antworten konnte man entnehmen, daß sich ein Mädchen von fünf Jahren, das einzige Kind wohlhabender Leute, im Urwald verloren hatte. Wer noch nicht in einer solchen einsam gelegenen Ortschaft gelebt, kann es schwer verstehen, wie viel Schrecken und Angst die Worte in sich fassen: „Verirrt im Urwald." Hunderte von Meilen zieht er sich dahin; ohne Steg, ohne Weg, unbewohnt von Menschen und nur bevölkert von zahlreichem Wild, einer in allen Farben spielenden Vogelwelt und in der Sommerzeit von Milliarden Insekten,—hohe mächtige Bäume, dorniges Gesträuch, alles verbunden durch lange weitverzweigte Schling-Gewächse, am Boden gewaltige Baum-Kolosse, die der Sturm gefällt, dann wieder, um etwas Abwechslung hineinzubringen, meilenlange Sümpfe mit Himbeersträuchern oder langem Wassergras bewachsen,—dazu eine meist stille schauer-erregende Dunkelheit erzeugt durch die Schatten der dicht-stehenden mächtigen Baum-Riesen.

Wie schwer es hält, einen verirrten Menschen da wieder zu finden, dafür giebt es Beispiele genug. Wenn man dann vernimmt, daß es auch noch ein unwissendes Kind ist, das sich zu weit hineingewagt oder durch sonst welche Umstände die Richtung verloren, so muß ein beängstigendes Gefühl einen Jeden ergreifen.

Die meisten Leute waren an der Office der Andrussen Lumber-Compagnie (Bauholz-Geschäft) zusammengelaufen. Ein Jeder stellte sich zur Verfügung, Jeder wollte suchen helfen.

Eine Frau, dem beſſer ſituirten Stande angehörig, die Mutter des verloren gegangenen Kindes, ringt verzweiflungsvoll die Hände, während ſie abgebrochen erzählt, wie Alles gekommen. Herr Andruſſen, der Vater der Verirrten und Beſitzer der Säge-Mühle, bietet Alles auf, ſeinem weinenden Weibe Troſt zuzuſprechen und ſie mit der Hoffnnng aufzurichten, daß ein Wiederfinden ihres Lieblings dieſen Abend noch in Ausſicht ſtände. Aber ſeine Geſichtszüge ſtrafen ſeine Worte Lügen, auch ſie ſind von Angſt entſtellt, und ſeine Unruhe, ſowie ſein in die Ferne gerichteter Blick bekunden, daß er Jemand mit Ungeduld erwartete. Am Vormittag hatte die kleine Emma ihre Mutter ſo lange mit Bitten beſtürmt, bis ſie ihr die Erlaubniß gegeben, mit Nachbars Kindern Beeren ſuchen zu dürfen. Als das Mädchen beim Mittag-Eſſen nicht erſchien, wurde ſie ängſtlich und ließ bei den anderen Frauen anfragen, ob deren Kinder ſchon heimgekehrt. Alle waren ſie zurück und erklärten, daß die kleine Emma ſchon vor ihnen den Heimweg angetreten. Dabei muß ſie ſich verirrt und im Dunkel des Urwalds verloren haben.

Da endlich löſt ſich der Bann, der auf den dort Stehenden liegt. Zwei Geſtalten werden am Ende der Straße ſichtbar, ein Weißer mit grauen Haaren, nach Art der Landſucher gekleidet und ein gebückt daher ſchreitender Indianer mit vertrocknetem mumienhaftem Geſicht. Es waren dies die beiden mit dem „Buſch“ vertrauteſten Männer dieſes Bezirks.

Die Leute vertheilen ſich nach Anordnung derſelben und in langer Kette mit ungefähr zweihundert Fuß Abſtand zwiſchen Jedem, beginnt die Suche, bei der der Vater des Kindes eine ängſtliche Haſt an den Tag legt, ſo daß ihm die Führer immer wieder ein „Langſam“ entgegenrufen müſſen. Wie leicht kann durch zu ſchnelles Vordringen das jedenfalls erſchöpfte Kind überſehen werden. Abends ſpät nach völliger Dunkelheit kehren ſie heim. Die Suche war erfolglos.

Noch mehr Leute werden aufgeboten und bei Tagesgrauen dringen sie wieder ein im Urwald, um erst gegen Abend mit dem trostlosen Bescheid zurückzukehren: „Es ist Alles umsonst."

Die Nacht darauf und an den darauf folgenden drei Tagen entluden sich starke Gewitter von furchtbaren Regengüssen begleitet und obwohl trotz des Unwetters und auch nach diesem noch emsig gesucht wurde, das Mädchen blieb verschwunden.

Die Office war geschlossen und die dabei liegende Säge-Mühle stand still. Für den unglücklichen Vater war der Verlust seines einzigen Kindes das Entsetzlichste, das ihn treffen konnte. Die Mutter hatte die Aufregung der letzten Tage auf das Krankenbett geworfen.

Der Eifer der Leute erlahmte, es war ja doch Alles umsonst.

Tief im Waldesdunkel ein kleines Blockhaus. Eine primitivere Bauart könnte selbst der, der sich darauf verlegen würde, nicht erfinden. Ein einziges kleines Fenster nur ist sichtbar und eine aus Cedern-Planken verfertigte Thüre führt in das Innere des aus kurzen, ungleichen Baumstämmen zusammengefügten Holzbaues. Das Dach ist mit Rinde bedeckt und als Fenster-Gardine dient ein ungegerbtes langhaariges Hirschfell. Rund um die Hütte ein einfacher Garten, begrenzt von Urwaldbäumen, die mit ihrer majestätischen Höhe das Ganze in ein mysteriöses Dunkel hüllen.

So oft wir auch den Platz umkreisen, kein Weg ist zu erspähen, der zu demselben führt; überall die üppige Vegetation des Urwalds, als ob sie noch kein menschlicher Fuß betreten hätte.

Der Sachkundige vermuthet hier sofort die Heimath eines Trappers, denn wer mit den Eigenheiten dieser Menschen vertraut ist, weiß, daß der Mann der Wildniß die Vorsicht gebraucht, seine Wohnung jeden Tag in anderer Richtung zu verlassen, um keine ersichtliche Spur herzustellen, die Vorüberkommenden den Weg zu seiner Wohnung zeigen würde. Daß die Hütte bewohnt ist, zeigt uns ein kleiner Haufen frisch gespaltenen Holzes, sowie ein kleiner Rest verglimmender Kohlen. Ueber dem Ganzen herrscht eine feierliche Stille. Kein Laut der Außenwelt dringt hierher. Das Geräusch der hastenden Menschheit mit ihren nerventödtenden lärmenden Erfindungen stören nicht den Frieden dieses Urwald-Idylls. Nur der Schlag des Holzspechtes ist vernehmbar und über den baumfreien Platz huscht eine Eule mit lautlosem Flügelschlage, um ihren Ruheplatz aufzusuchen, da eben die Sonne ihre ersten Strahlen durch die Baumwipfel leuchten läßt.

Ein Eichhörnchen springt mit langen Sätzen über die Klärung einer hohen Tanne zu und aus dem Waldesdunkel tritt ein kräftig gebauter Mann von hoher Gestalt mit braunen dichtbehaartem Gesichte. Ueber der einen Schulter trägt er die Büchse, während von der anderen ein aufgerolltes Fell und einige Fallen herabhängen.

Seine Kleidung zeigt uns, daß er sie selbst verfertigte. Hirschlederne Hosen und ein ebensolches Wamms umhüllen die schlanken Formen, während ein alter zerrissener Schlapp-Hut von undefinirbarer Farbe sein Haupt bedeckt.

Aus dem mit einem ungepflegten schwarzen Barte bedeckten Gesichte blickten zwei braune Augen traurig und trübe über sein Urwaldversteck.

Nachdem er sich dann auf der rauhen Holzbank vor der Hütte niedergelassen, starrt er melancholischen Blickes in die durch frisch aufgelegtes Holz angefachten Flammen des Feuers.

„Heute jährt sich's wieder," murmelt er vor sich hin, „zehn lange Jahre fern von der Heimath." Er bedeckt das Gesicht mit beiden Händen und sinnt .....

Er war germanischer Abkunft, vermögender Bauersleute Kind. Seine Wiege hatte im südlichen Bayern gestanden und war er dort aufgewachsen, verhätschelt von einer unendlich liebevollen Mutter und ob seiner losen Streiche von einem harten und strengen Vater oft bestraft.

Der Volksschule entwachsen, wurde er studiren geschickt und sollte Geistlicher werden. Der Alte wollte etwas Besseres aus ihm machen als einen Bauern. Er wollte etwas voraus haben vor den Anderen.

In der nahen Kreishauptstadt, der Aufsicht des Vaters entzogen und von der Mutter mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet, verlebte er eine tolle Jugendzeit.

Auf der Hochschule, auf die er geschickt wurde, mußte er sich zwar in engere Schranken fügen, doch auch von hier gelangten immer wieder Klagen über sein wildes, den geistlichen Stand verhöhnendes Benehmen, an seinen Vater. Als dann noch einige Wucherer sich um Bezahlung ihrer Forderungen an den Alten gewandt und ein Liebesverhältniß zu einer Lehrerstochter, bei deren Mutter, einer Wittwe, er Logis genommen, ihm seine Studien vernachlässigen ließ, — da kannte die Wuth des Moos-Bauern keine Grenze.

Nach Hause gerufen, kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung, bei der eben auch unwahre Anschuldigungen von Seiten des Vaters fielen, der bei strenger Erziehung aufgewachsen, überhaupt Alles von dem engen Gesichtskreis des Bauern aus betrachtete.

Beschwichtigend, aber ungehört, stand die Mutter zwischen Beiden. Als dann der Alte die Hand erhob, um seinen, ihn um Haupteslänge überragenden Sohn zu züchtigen, da war es

Schulhaus im Urwald.

geschehen. Ein Stoß von junger, kräftiger Hand und der Alte fiel zu Boden, freilich nur, um sich sofort wieder aufzuraffen und das an der Wand hängende Gewehr zu ergreifen.

Hätte nicht die Mutter den über seine That selbst erschrockenen Sohn durch die Thüre gedrängt, der Streit hätte bei dem Jähzorn des alten Bauern einen tragischen Ausgang genommen.

Nur noch einige Tage hielt der Sohn sich im Dorfe, bei Bekannten versteckt, auf. Dann verschwand er mit den von der Mutter erhaltenen Geldmitteln und Niemand, auch nicht die treue Pflegerin seiner Jugend wußte, wohin er gegangen.

Kein Lebenszeichen erhielten sie mehr von ihm im Dorfe. Obwohl bereits zehn Jahre vergangen waren, er blieb verschollen .....An das Alles dachte der einsame Trapper des Urwalds, indem er nun starr in die Flammen blickt.

Zehn Jahre, eine harte Lehrzeit, hatte er durchzumachen gehabt. An welche verschiedene Arbeiten hatte er sich in diesem fremden Lande gewöhnen müssen. Er war Kellner, Erdarbeiter, Kohlengräber, Gerber und Todtengräber gewesen. Nie hat er sich einleben können in seiner neuen Heimath. Vor fünf Jahren war er in arbeitsloser Zeit mit einem Trapper hinausgezogen in den Urwald und hatte an der Hand des erfahrenen Jägers eine zweijährige Lehrzeit durchgemacht, bis ihn dieser verlassen, um nach dem Süden zu wandern. Seitdem war er seinem neuen Berufe treu geblieben. Die Einsamkeit in der Wildniß behagte ihm besser als der Umgang mit Menschen, zwischen denen er sich nicht wohl fühlte. Nur zweimal im Jahre kam er nach der, dreißig Meilen von seinem Schlupfwinkel entfernten Ortschaft, um seine Felle zu verkaufen und sich mit neuem Proviant zu versehen.

Die Sehnsucht nach der Heimath drüben, nach der unvergeßlichen Mutter, die Reue über seine Jugendthorheiten, verbunden mit Trotz und Groll gegen die ungerechte Härte und

Strenge des Vaters, nagten an seinem Herzen und immer noch vermeinte er die Stimme zu vernehmen, die ihn verfluchte und die Worte klangen ihm heute noch in den Ohren: „Wenn Du jemals diese Schwelle wieder betrittst, der Moosbauer wird zum Mörder werden an der Kreatur, die er großgezogen....."

Da plötzlich ein Geräusch von brechenden Aesten.

Die Büchse ergreifend, steht der Mann des Urwalds auf seinen Füßen, lautlos, wie aus Bronze gegossen, um die genaue Richtung zu erhorchen, aus der das Geräusch kommt. Ein abermaliges Knacken der dürren Aeste und schleichenden Ganges verschwindet der Jäger im Waldesdunkel. Doch kein Schuß fällt. Bald tritt der Trapper wieder zwischen den Bäumen hervor, auf seinen Armen ein wimmerndes Wesen, das sich in Angst gegen das Tragen sträubt, ein Kind, keinem Menschen mehr vergleichbar mit zerschundenem Gesicht und unnatürlich geschwollenen Füßen. Die Kleider hängen nur noch in Fetzen am Leibe. Die Augen des Mädchens, ein solches ist es, sind weit geöffnet und glänzen wie im Irrsinne. Behutsam legt der selbst über seinen Fund erschrockene Jäger das hülflose Geschöpf beim Feuer nieder und als der erste Laut von den blutlosen Lippen des Findlings lispelnd hervordringt, da sinkt der abgehärtete Mann auf die Kniee nieder und zum ersten Male, seit langer Zeit, steigt ein Gebet aus heißem Herzen zum Höchsten empor, daß es ihm vergönnt sein möge, dieses Leben zu erhalten; das Leben dieses Menschenkindes, das sich verloren im Urwald, um das vielleicht eine verzweifelte Mutter die Hände ringt und das ein trostloser Vater mit anderen Ansiedlern vielleicht schon Tage lang vergebens gesucht, ein dem Herzen der Eltern theures Wesen, das sie nach langem erfolglosen Suchen als *verloren* aufgeben mußten .... Verirrt und verloren, wie er selbst.

Das Kind, das, durch die Wärme wohlthuend berührt, die Augen geschlossen, öffnet dieselben, ihn mit verzweifelter Bitte anblickend.

„Mich hungert, Onkel," tönt's an sein Ohr und erschrocken über seine Versäumniß, springt er schnell zur Hütte, mit einem Gefäß zurückkehrend, in dem er Wasser und Branntwein gemischt und das Kind behutsam aufrichtend, gibt er demselben zu trinken.

„Langsam, langsam, mein Liebling," spricht er im sanftesten Tone, „ein Zuviel zur unrechten Zeit wäre Dein Tod. So, jetzt werd' ich Dich weich in's Moos betten, Du mußt schlafen, Kind, und unterdessen kocht Dir der Onkel eine Suppe. Nur nicht mehr Angst haben, der Onkel bleibt bei Dir."

Ein Seufzer der Erleichterung kommt aus der Brust des Mädchens und es schließt die Augen, während sich der bärtige Jäger mit fieberhafter Aufregung an die Zubereitung einer leichten Speise macht. Er weiß gut genug, daß ein Zuviel den Tod des geschwächten Kindes bedeuten würde. Dann kühlt er mit nassen Lappen die brennenden Füße. Wie wohlthuend das wirkt. Immer friedlicher wird das Gesicht der Kleinen und tiefer der Schlaf. Dem abgehärteten Trapper der Wildniß kommen die Thränen in die Augen. Er hält inne in seiner Beschäftigung, sein Kinn sinkt auf die Brust, er weint....

Beim Anblick der Schlafenden kommen ihm so verschiedene Gedanken. Wie mag sich die Mutter um ihn gesorgt, wie manche Thräne wird sie vergossen haben um ihren Einzigen, verirrt und verschollen in der weiten Welt, wie dieses arme Kind hier im Urwald. Vielleicht hat auch der Vater seiner gedacht und auch das vergessen, was dort im Zorne geschehen. Und so unrecht hatte der alte Mann ja nicht, der recht und ehrlich durch's Leben ging und gegen den er die Hand erhoben, ein Kind gegen den Vater. Ob sie nicht auch, seine Eltern, daheim sitzen in der traulichen Stube am alten Kachelofen, beide grau geworden in

der Sorge um ihren Jungen, traurig und einsam, wie die Eltern dieses schlafenden kleinen Geschöpfes. Er hat schlecht, hat unrecht gehandelt. Um Verzeihung hätte er den Vater bitten sollen; er hätte versuchen sollen, den Eltern wieder Freude zu machen. Jetzt erst, zum ersten Mal kommt ihm der Gedanke, wie schwer er sich versündigt und wie er den Eltern eine Stütze sein könnte im Alter ....

Das Kind erwacht. „Heim, ich will heim zum Vater und zur Mutter; bring mich doch nach Hause, Onkel."

„Ja, Kind, erst genießen mußt Du eine Wenigkeit, um Dich zu stärken für den Weg. Dann wollen wir heim, beide wieder heim zu Vater und Mutter."

Er labt die Kleine, dann eilt er zur Hütte, seine geringen Ersparnisse an sich zu nehmen, und hängt das Gewehr auf den Rücken. Bald darauf schreitet er mit sorgsamen Schritten, seinen Findling auf den Armen, durch den unwegsamen, finsteren Urwald. Zitternd schlingt das von der Dunkelheit erschreckte Kind die Arme um seinen Hals und das kleine blondgelockte Köpfchen schmiegt sich ängstlich an die Schulter des Jägers. Von Hunger geplagt, fragt es immer wieder, ob sie nicht bald durch den Wald wären. Dann streicht er beruhigend über die blonden Locken: „Bald, bald sind wir wieder daheim."

Die Ortschaft Mosinee ist in freudiger Aufregnng. Eine große Menschenmenge umsteht den Trapper, der mit seiner lebenden Last versucht, sich durch die Leute Bahn zu brechen.

„Der deutsche Jäger hat die Emma zurückgebracht," — sie lebt noch," — „dreißig Meilen von hier hat er sie gefunden." — „Des Kindes Schutzengel hat es doch noch den rechten Weg finden lassen in die Hände des braunen Deutschen." — „Drei Hurrah für den wackeren Dutschman!" und gellend hallt's durch

die Luft. Die ganze Ortschaft ist voller Freude. Einige sind vorausgeeilt, um die Eltern vorzubereiten, und schon kommen diese dem der Menge voranschreitenden Trapper entgegengelaufen.

Mit einem Schrei der Freude reißt die Mutter, die in freudiger Aufregung das Krankenbett verlassen, das Kind aus den Armen des Jägers, um es zu herzen und zu küssen, während mit Thränen in den Augen der Vater ihm wortlos die Hand drückt.

Eine Stunde später sitzen drei Männer bei einer Flasche guten Weines: der reiche Sägemühlen-Besitzer Andrussen, der deutsche Trapper und der Doktor.

„Wie ich Ihnen bereits sagte," wendet sich der Doktor zum Hausherrn, „in einer Woche ist sie wieder gesund und kräftig, wenn mit der Ernährung das richtige Maß gehalten wird. Nach sechs Tagen der Angst und des Hungers, nichts zur Nahrung als Beeren, und ohne Obdach, ist es überhaupt wunderbar, daß das arme Kind am Leben geblieben."

„Das verdanke ich namentlich diesem wackeren Manne," sagte darauf Herr Andrussen, dem Jäger stürmisch die Hand reichend. „Wie ich Ihnen schon sagte, Sie bleiben bei mir. Hängen Sie das einsame Trapperleben an den Nagel. Einen Mann, wie Sie, kann ich immer in meinem Geschäfte gebrauchen. Die beste Stelle, die eines Geschäftsführers, soll Ihnen sein. Was Sie noch nicht können, werden Sie sich, ein Mann von Ihren Kenntnissen, bald aneignen und niemals will ich's Ihnen vergessen, daß Sie mir mein Kind zurückgebracht."

„Ich danke Ihnen herzlich," kommt es zitternd von den Lippen des Trappers. „Aber so, wie Sie und die Mutter der Kleinen sich nach derselben gesehnt und sie dann als verloren beweint haben, so sitzen in einem der reichsten Bauernhäuser an der Isar im Bayernlande zwei alte Leute und trauern um ihren Einzigen, der im Groll und in jugendlicher Thorheit die Heimath

verlassen und den sie verdorben glauben in der weiten Welt, — zwei alte Leute, denen es an Glücksgütern ebenso wenig mangelt, wie Ihnen und denen doch Alles fehlt, was zu ihrem Glück gehört, ihr einziges Kind. Die kleine Emma hat mich auf den rechten Weg gewiesen mit den bittenden Worten: „Heim will ich, heim zu Vater und Mutter," und so will ich's auch halten und gut zu machen suchen, was ich verschuldet. Möge Gott sie mir am Leben erhalten haben für ein Wiedersehen nach langer, langer Zeit.

Am nächsten Morgen stand eine Gruppe Menschen auf dem Perron des kleinen Urwald-Bahnhofes, die Ankunft des östlich fahrenden Schnellzuges erwartend. Es hielt schwer, den Mann in der Mitte als den deutschen Trapper wieder zu erkennen. Der gut sitzende schwarze Anzug, den er trug und das durch die Kunstfertigkeit des Dorfbarbiers gänzlich veränderte Gesicht so wie der neue breitrandige Hut, der sein Haupt bedeckte, verliehen der kräftigen Gestalt einen noblen Anstrich.

Da ertönte schrill durch die Waldlandschaft die Dampf-Pfeife und das Läuten der heranbrausenden Lokomotive. Noch ein Händeschütteln, ein Abschieds-Winken und in einigen Minuten war der letzte Waggon des Zuges den Blicken der auf dem Perron Stehenden entschwunden, um den Trapper der Hafen-Stadt New-York entgegenzuführen, von wo er auf dem ersten Dampfer die Ueberfahrt antreten wollte.

Späteren Briefen zufolge ist er auch glücklich in der Heimath eingetroffen, um seinen betagten Eltern die größte Freude zu bereiten, die ihnen im Leben noch werden konnte. Vollständig ausgesöhnt mit dem Vater, bewirthschaftet er jetzt das große Anwesen mit einer munteren Lebens-Gefährtin an seiner Seite.

So recht einleben aber hatte er sich nicht mehr können und er trüge sich immer mit dem Gedanken in späterer Zeit zurück zu kehren nach der neuen Welt, „denn," schreibt er, „der Urwald hat mir's angethan. Immer noch höre ich in einsamen Stunden das Rauschen der mächtigen Bäume, das Klopfen des Spechtes, das Summen und Zwitschern aus den Sträuchern und den Pfiff des Habichts, der hoch oben in den Lüften kreist und täglich steht die großartige Landschaft vor meinem Auge. Der Urwald, dunkel und geheimnißvoll, in dem ich in jugendlichem Trotze fünf der entbehrungsvollsten Jahre meines Lebens zugebracht, wird mir unvergeßlich bleiben.

Enttäuschung.

So Mancher geht vom deutschen Vaterland
Gar leichten Herzens—und so hoffnungsvoll
Betritt er dieses fremden Landes Strand,
Wo ihm das Glück jetzt endlich lächeln soll.

In deutschen Landen ist's so eingeengt,
Da war kein Raum für seinen freien Sinn,
— Wie kleinlich Alles und—althergebracht,
Viel Müh und Arbeit, wenig der Gewinn.

„Hier werd' ich groß und frei und glücklich sein,
Denkt sich ein Mancher—„und nach kurzer Zeit
Kehr' ich, mit Reichthum schwer beladen, heim,
Laß' mich bewundern draußen weit und breit."

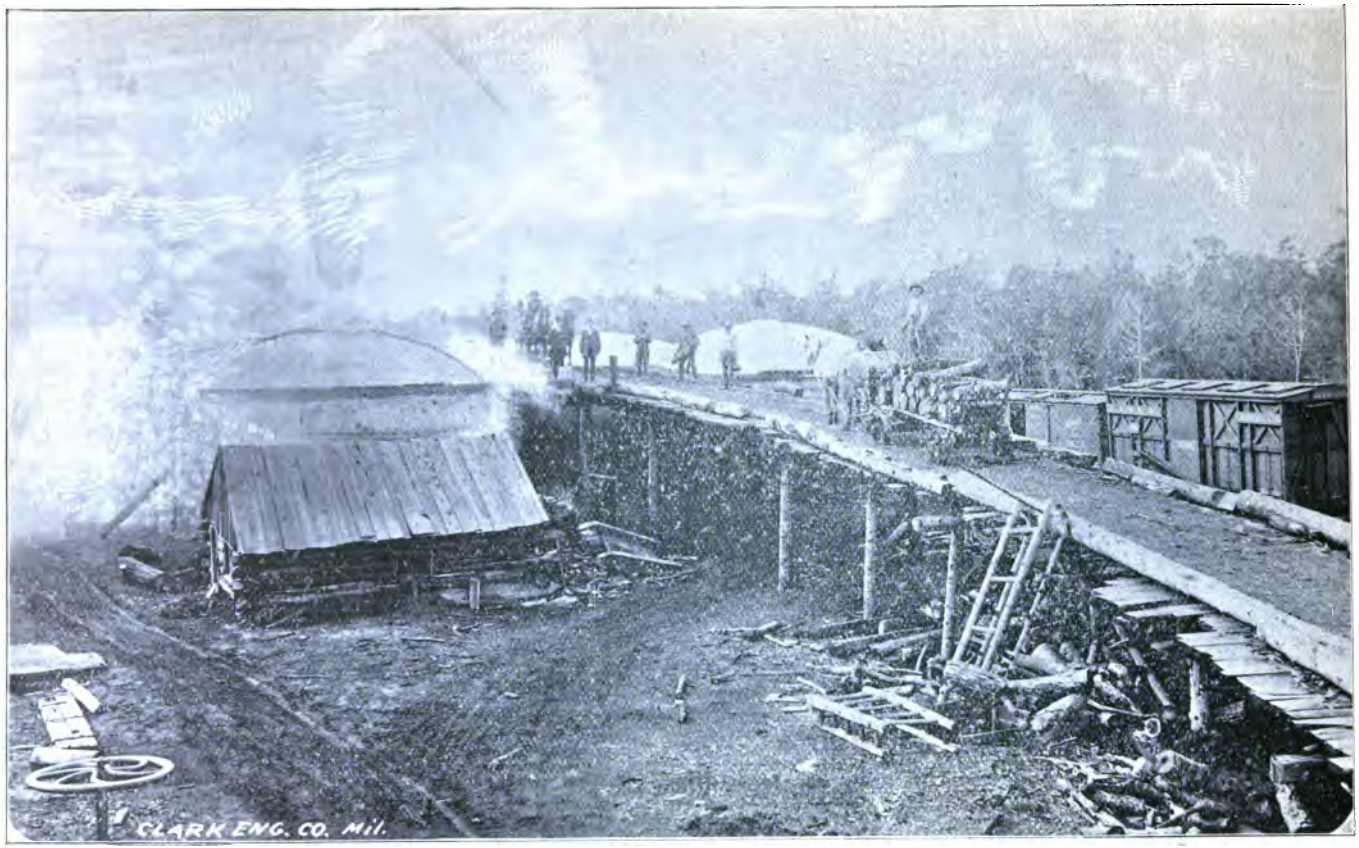
Die Jahre flieh'n, das Glück flieht schneller noch,
Denn wer es suchen geht, der findet's kaum.
Enttäuschung überall, ein hartes Loos,
Das hast Du eingetauscht für Deinen Traum.

Nach langer Irrfahrt endlich ein Daheim,
Im wilden Urwald hast Du Dir's erbaut,
Der Wildniß abgerungen, schwer erkämpft,
Die grünen Fluren, die Dein Auge schaut.

Ein trautes Heim, ein liebend Weib und Kind;
Und immer noch fehlt Dir Zufriedenheit,
Was plagt Dich denn?—Ist's die Erinnerung
An's Vaterhaus?—an Deine Jugendzeit?

Und an die Schlösser, die Dein Geist gebaut?
Und an die Hoffnungen, die längst zerschellt?
— Vergiß, was war und sag' Dir selbst zum Trost:
„Wie mir geht's Vielen in der neuen Welt!"

Wie leicht der Mensch doch draußen Abschied nimmt?
„Nur fort, nur fort," als gäb's kein liebend Band
Und hat das stürmisch' Blut sich abgekühlt,
Dann denkt man wehmuthsvoll an's Heimathsland.



Kohlenbrennerei im Urwald.

Der Jacobsen-See.

Das Ziel der meisten Ausflüge, die im Norden Wisconsins von den Ortschaften Glidden, Mellen und Morse aus unternommen werden, ist der Jacobsen-See. Die zu demselben führende County-Straße ist wohl einer der besten Fahrwege dieses Bezirks und da sie sich in fast vollkommener Ebenheit in einer Zickzacklinie zwischen blühenden Farmen und prächtigen Waldpartieen dahinzieht, so bietet schon die Fahrt zu dem bekannten Ausflugsorte der Annehmlichkeiten gar viele. Bei einer Biegung des Weges öffnet sich uns plötzlich zwischen hohe Tannen hindurch die Aussicht auf einen Theil des herrlichen See's. Eine frische Brise, die uns entgegenweht, erzeugt stellenweise kleine hüpfende Wellen, die leise plätschernd das flache grüne Ufer bespülen, während die anderen Partieen der Wasser-Fläche, geschützt durch vorspringende Landzungen, glatt und ruhig vor uns liegen, ein Spiegelbild des dunklen Waldsaumes zurückwerfend, wie man es schöner und erhabener wohl selten zu sehen bekommt. Da sind alle Holzarten des Nordens an den Ufern vertreten. Hoch hinaus über alle anderen Bäume ragt der Koloß der amerikanischen Wälder, die Fichte, mit ihrem glatten Stamme und den unregelmäßigen, mit grotesken Gebilden von Baum-Moos behangenen Aesten in der Kuppel. Wilde Weichselbäume, Ulmen, Birken, Linden, zahlreiche Hemlock-Tannen, auch Balsam-Fichten und Ahorn-Bäume sind an den Ufern sichtbar, Alle bunt durcheinander gemischt, in den verschiedensten Größen und Stellungen, und so dichtstehend, daß sie wie eine Mauer, dem Blicke selbst auf die kürzeste Strecke den Eingang verwehren. Dicht bei dem Wasser erblicken wir mit wenigen Unterbrechungen, eng aneinander gedrängt, unzählige Cedern, viele davon abgestorben und verdorrt, und azwischen die Lärche, die hier, entgegengesetzt ihrer Namens-Schwester in Deutschland, statt auf Bergeshöhen, nur in Sumpfniederungen

gedeiht. In der Mitte des See's sehen wir einen Felsen aus dem Wasser hervorragen, dessen Kuppel auf gewaltige unterseeische Dimensionen schließen läßt.

Wollte man sich in dieses Wald-Idyll mythiologische Gestalten denken, jener Stein-Koloß müßte den Thronsessel des Wassergottes bilden, der, von Nixen umgeben, nächtlicherweise hier seinen Hof hält und die Strafen ausspricht, die denjenigen Sterblichen treffen sollen, der frevelnd sein nasses Reich durchkreuzt. Auch eine historische Bedeutung hat dieser Felsen. Auf ihm stehend, soll nach Aussage alter Ansiedler ein deutscher Urwaldjäger, Namens Jacobsen, die Taufe des See's vollzogen haben, wozu viele seiner indianischen Freunde und die ersten deutschen Ansiedler dieses Distrikts erschienen waren. Bei dieser Gelegenheit mag denn eine große Quantität Feuerwassers, das Jacobsen, als Taufpathe des See's, stiftete, vertilgt worden sein und als von rauhen Kehlen gesungen die „Wacht am Rhein" über die grüne Fluth hinausklang, sollen selbst die Chippewas ihre gröhlenden unharmonischen Stimmen mit dem Gesang vermischt haben, so daß das Echo ganz schauderhafte Akkorde in die heilige Stille des Waldes hineintrug. Auch wir hatten Gelegenheit, das Echo zu erproben, indem wir mit Pfeifen und Jodeln uns dem gegenüber liegenden Farmer bemerkbar zu machen suchten.

Bald auch tauchte der weiße Kahn hinter der Halbinsel auf, auf unseren Standpunkt zusteuernd, um uns überzusetzen. Nach einer viertelstündigen Fahrt bei angenehmem kühlen Winde erreichten wir das andere Ufer, welches sich zu einer Anhöhe erhebt, auf der unser Freund sein Heim aufgeschlagen. Ein großer hübscher Garten breitet sich vor uns aus, umsäumt von Fichten und Tannen und inmitten des Platzes erhebt sich das geräumige Blockhaus mit einer aus Segeltuch hergestellten Sommer-Veranda.

Geschützt vom Urwald gegen Stürme, bietet der Platz eine liebliche Stelle zum Verweilen und eine prachtvolle Fernsicht. Gastfreundlich aufgenommen, verlebten wir dort einige angenehme Stunden in Unterhaltung und Beschauen aller möglichen Raritäten, wie sie der Urwald bietet, denn unser Freund betreibt neben seiner Landwirthschaft ein gut zahlendes Geschäft mit ausgestopften Thieren und sonstigen Seltenheiten, welche er nach allen Himmelsrichtungen versendet. Luchse, Wildkatzen, Bären, Füchse, Eulen, Geier und Anderes mehr, Alles kunstvoll präparirt von der Hand dieses geschickten Mannes, war da zu sehen und unser zuvorkommende Wirth erzählte uns von Jagd und Urwald, vom See- und Pionier-Leben in solch spannender Weise, daß wir schließlich nicht wußten, wo die Zeit hingekommen. Die Sonne war eben im Sinken, da bestiegen wir das geräumige Boot, um den ganzen Umfang des See's kennen zu lernen. Wir fuhren bei verschiedenen Farmen vorbei, um eine kleine dichtbewaldete Insel herum, nach Gordons Villa, welche — auf dem früheren Eigenthum des alten Trappers Becky erbaut — das richtige Bild einer Sommer-Residenz darbietet. Das ringsum geklärte Land, das prächtige Wohnhaus, wie man es niemals inmitten des Urwaldes zu finden erwartete, lassen auf eine gewisse Wohlhabenheit des Besitzers schließen.

Unter einer, über eine schmale Stelle des Sees führende Brücke hindurch fahrend, gelangten wir in einen weiteren See-Arm, welcher ganz gegen Wind geschützt, sich eiförmig in den Urwald erstreckt. Dieser Theil des Sees ist durchwegs umsäumt von dichtstehendem, dunkelfarbigen Nadelholz, welches durch die Wasserspiegelung das Wasser beinahe schwarz erscheinen läßt. Keine Farm ist hier zu erblicken, kein Weg, kein Steg sichtbar. Ringsum eine Strecke Landes, an der Menschenhände noch nicht gerüttelt. Dieser Theil des See's bietet ein Bild absoluter Ruhe. Zurückgekehrt zu Steppans Farm, rüsteten wir uns nach

einem kräftigen Imbiß, der uns vortrefflich mundete, zur Heimfahrt. Der Mond war unterdessen aufgegangen und sein Schein erzeugte eine silberglitzernde Straße auf dem fast gänzlich ruhigen Wasser und mit Andacht sangen wir die altbekannte Weise:

„Lebe wohl, jetzt muß ich scheiden,
Lebe wohl, du schöner Wald."

Des Oefteren hatten wir schon dieses Lied gesungen, aber noch nie dessen Poesie so tief empfunden, als dort nach den Eindrücken des Tages, bei der nächtlichen Fahrt über den See im Urwald. Nachdem die letzte Strophe verklungen, hing so Jeder seinen Gedanken nach. Vom Uferrand ertönte das leise Plätschern des Wassers. Es sprechen und kichern die neckischen Waldgeister um um uns her. Die vom Mondlicht beleuchteten weißen Wasser-Rosen schaukelten sich auf den kaum sichtbaren Wellen und der durch die Bäume streichende Lufthauch summt ihnen ein Wiegenlied. Am klaren Himmel leuchten zahllose Sterne. Glücklich der Pionier, der sie versteht, die Sprache des Urwalds und in dessen Herzen noch ein Gefühl wohnt für die Poesie einer solch großartigen Schöpfung. Die Natur hier wird ihn entschädigen für die Einsamkeit und die Mühseligkeiten des Pionierlebens. Nachdem wir am Ufer gelandet und unser Fuhrwerk bestiegen hatten, um durch den nun gänzlich finsteren „Busch" unsere Heimfahrt anzutreten, klang noch vom See her die Stimme unseres freundlichen Kahnführers zu uns herüber:

„Glückliche Heimkehr!"

Herbst im Urwald.

Ein kalter schneidender Wind weht schon im Monate September im nördlichen Wisconsin und im Nordost-Gebiete Minnesotas. Durch den großen mächtigen Urwald, über meine kleine Klärung und den nahe dabei liegenden, sonst zauberhaft stillen Waldsee braust der Herbst-Sturm dahin, — das eine Mal über die Bäume hinweg, — dann wieder durch das lange dürre Waldgras, das sich in Büscheln schon lebensmüde zur Erde neigt und gleich darauf wieder empor zu den Baumwipfeln, um einen Regen von röthlichen, goldschimmernden Blättern herabzusenden; von dem Blockhause reißt er hie und da einige Schindeln vom Dache, die mit knatterndem Geräusch zur Erde fallen und wirft sich plötzlich mit seiner ganzen Kraft auf die gegenüber liegende Waldeswand, die dünnen Bäume zur Erde biegend und die Wipfel der größeren zusammenschlagend. Das macht dann einen Höllen-Spektakel, das spielt ein Konzertstück mit brausenden, wispernden und pfeifenden Tönen. Die Laub-Bäume, die mit ihrem grünen Laube während der Sommerszeit alles Nadelholz in Schatten gestellt, recken jetzt die kahlen Aeste in die Luft und sehen recht trübselig aus gegen die grünen Fichten und Tannen. Feld und Wiese stehen bereits öd und leer, denn die Ernte ist schon seit Wochen eingeheimst. Das Heu ist im Stalle unter dem Dache untergebracht, während Kartoffel und Rüben im Erdkeller wohlverwahrt und auf eine einfache und sinnreiche Art vom Erfrieren geschützt sind.

An einer vom Nordwind sicheren Stelle wird ein einige Fuß tiefes Loch ausgegraben und mit einem auf der Erde aufliegenden Dache versehen, welches zuerst mit Dünger und dann mit dem herausgeworfenen Grund gut bedeckt wird. An der vorderen Seite wird eine Oeffnung gelassen, nur groß genug zum Ein- und Ausschlüpfen und nachdem man diese mit einer

Doppelthüre versehen hat, ist der wärmste und praktischste Kartoffel-Keller fertig, ohne einen Cent gekostet zu haben.

Nach der Ernte beginnt für den Urwald-Farmer das Holzmachen für seinen Hausbedarf im Winter. Wie mancher Seufzer entringt sich der Brust des Arbeiters in der Stadt, wenn der Winter naht, die Kleinen im Hause frieren und das Holz so enorm theuer ist, daß er das Geld dazu kaum erschwingen kann. Dem Ansiedler im Urwald macht das die wenigsten Sorgen. Er sucht sich das Beste aus, was der Wald ihm bietet und er hat dadurch doppelten Nutzen. Er gewinnt sein Feuerungs-Material und klärt sein Land dabei. Die guten Stücke nur nimmt er von jedem Baume, das Andere wird auf Haufen getragen und verbrannt. Haus und Stall werden im Herbste einer gründlichen Revision unterworfen und etwaige Löcher gut mit Moos verstopft. Dann ist der Heimstätter fertig und bereit, den Winter zu empfangen, mag er noch so kalt und stürmisch werden.

Bis dann der Schnee kommt und die eigentliche Holzarbeit, das Fällen von Bäumen für Sägemühlen und Kohlenbrennereien beginnt, hat der Farmer seine Mußestunden, seine Rasttage nach harter Sommer-Arbeit und diese benützt er denn zur Jagd, schreibt Briefe nach der Heimath oder bespricht sich mit den Seinen über die Zukunft und Vergangenheit.

Der Spätherbst macht den Menschen traurig. Keine Blumen mehr, kein frisches Grün, nur gelbliches Gras und kahle Bäume. Gärten und Felder sind öd und leer und über uns fliegen ganze Schaaren unserer gefiederten Sänger dem Süden zu. Wenn sich dann auch die Sonne hie und da Bahn bricht durch die Wolken, um uns mit einigen warmen Strahlen die trüben Gedanken zu verscheuchen, — der kalte Wind macht uns immer wieder frösteln und mahnt uns, daß der Winter kommt. Gar manchen stolzen Baum entwurzelt der Herbst-Sturm und der

einsame Ansiedler macht sich darüber seine Gedanken, die nicht gerade erfreulicher Natur sind. Fast immer sind es junge schlanke Bäume, die nicht genügend Wurzel fassen konnten und deswegen den Halt verlieren. Kerzengerade sind sie aufgewachsen, so lange die älteren Bäume sie beschützten; jetzt aber, da die Axt des Farmers diese zu Fall gebracht, verlieren sie den Halt und stürzen und der Schnee überzieht sie mit seinem Leichentuche.— Es ist eben gerade wie im Menschenleben.

Doch fort mit diesen traurigen Gedanken.

Es muß Herbst werden in der Natur, wie im menschlichen Dasein. Glücklich der, der vorgesorgt hat, wie der Urwald-Farmer,—dann läßt sich getrost der Winter erwarten.

Weihnachten im Urwald.

Im finsteren Wald, am einsamen See,
Ein Blockhaus gar eng und klein,
Auf schneeigem Weg, ein Bäumchen im Arm,
Ein besorgtes Mütterlein.

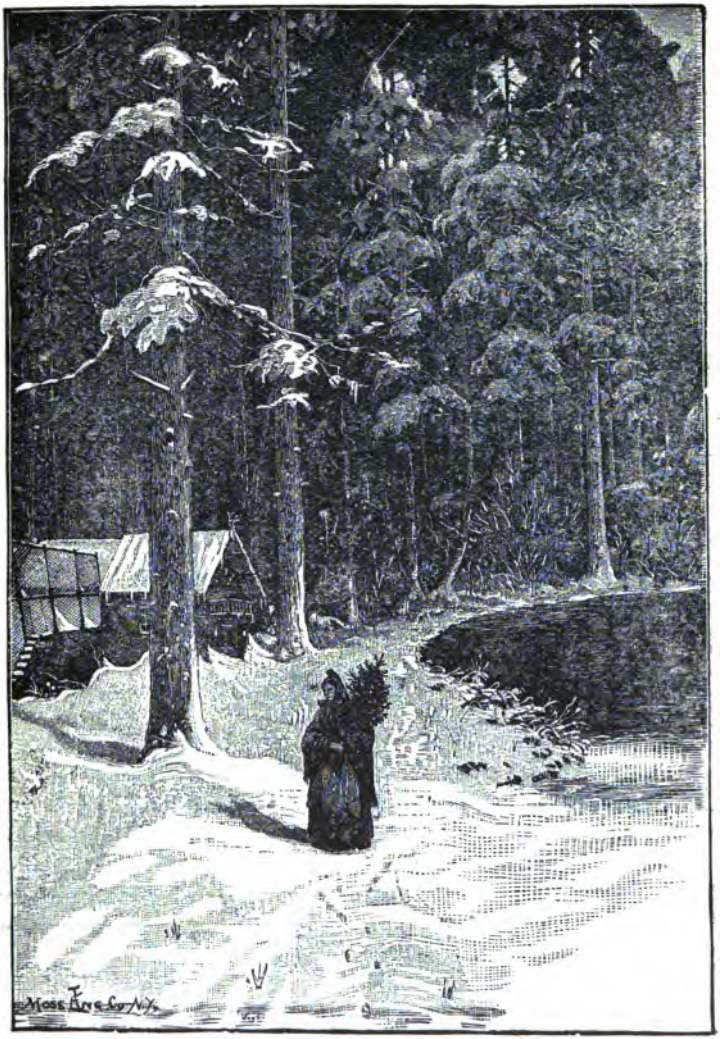
Das erste Christfest in fremdem Land!
— Ihr Hänschen, der kleine Wicht,
Der sagte erst gestern: „Ach Mütterchen,
Hieher kommt das Christkind nicht!“

Und auch die Grete, ihr kluges Kind,
Die gab klein' Hänschen Recht,
Und meinte, wenn's wollte, es könnte nicht,
Die Wege seien zu schlecht.

Der Abend kommt, am einsamen See,
Da leuchtet ein heller Schein
Aus dem kleinen Blockhaus am Waldesrand
In die finstere Nacht hinein.

Und drinnen jubelt das Kinderpaar
Um den Baum in Schmuck und Zier.
Doch sinnend frägt plötzlich der kleine Hans:
„War's Christkind denn selber hier?“

„Ja,“ sagt die Mutter, „es hielt am Haus
In goldenem Wägelein,
Und gab mir das Alles und sprach dabei:
Auch im Urwald soll Christfest sein.“



Weihnachten im Urwald.

Der Friedhof im Urwald,

Welch' ein in's Auge fallender Unterschied zwischen dem mit glänzenden Monumenten übersäten Gottesacker der Stadt — und dem kleinen stillen Friedhof des Urwalds. Welcher Blumen-Schmuck bedeckt die Gräber des Stadtkirchhof's während der Sommermonate. Die goldenen Inschriften auf den glänzenden Steinen preisen alle die guten Eigenschaften der dort Ruhenden. Auf den mit glitzernden Sand bestreuten Wegen wandern zu jeder Zeit des Tages sonntäglich geschmückte Menschen auf und nieder zwischen den Gräbern. Das Stimmengewirr und manchmal auch die vorbeilaufende Straßen-Bahn sind gerade nicht dazu angethan, den Platz zu dem zu machen, was sein Name besagt — zum Friedhof. Wie ganz anders, wie einsam— bescheiden und still ist der kleine Gottesacker im Urwald. Vor uns liegt eine Waldblöße mit einem einfachen Bretterzaune umgeben und eingeschlossen von einem Kranz hoher Ahorn-, Fichten- und Tannen-Bäume. Einfach aufgeworfene Grab-Hügel, der eine mit einer verwitterten Tafel, der andere mit einem einfachen Holzkreuze verziert. Nur wenige Inschriften, mit ungeübter Hand geschrieben, sagen uns Namen und Todes-Tag von einigen der hier Ruhenden. Keine Verherrlichungen und Lobsprüche, tragen doch die meisten Gräber gar keine Merkmale. Wozu auch? Die da Lebenden kannten einen Jeden der hier Ruhenden, ihren Kindern erzählen sie davon und betritt einmal ein Fremder diesen Platz, ob der den Namen weiß oder nicht. Vor der Majestät des Todes, die hier diesen einst blühenden Leibern ihre letzte Ruhestätte angewiesen, wird er sein Haupt entblößen, die Einsamkeit und Stille der Natur wird ihn in ein ernstes Sinnen versetzen und ihm mehr zu denken geben, als die glänzenden Monumente im Gottesacker der Großstadt. Keine gemachten Wege durchkreuzen den Friedhof. Es sind nur Fußpfade, überwuchert vom Haidegras.

Kein seltener Blumenschmuck, von der Hand des Kunstgärtners gepflanzt, bedeckt die Gräber. Die Natur selbst überzieht die Grabhügel mit ihrem Grün, zwischen dem die blauen Glocken-Blumen und die Vergißmeinnicht hervorblicken. Kein Lärm und Geräusch stört die Stille, keine aufgeputzten Menschen machen unsere Sinne abwendig. Die alten hundertjährigen Bäume, — Eichen und Ahorn grün im Sommer, Fichten und Tannen grün im Winter, — bewegt leise der Wind. Es ist ein Flüstern und Rauschen: Ruhe—Ruhe, dort unten ist R u h'.— Ein buntgefiederter kleiner Sänger setzt sich auf ein verwittertes Grabkreuz nieder und singt sein Lied von Auferstehung und ewiger Liebe — und Du stehst dort und denkst: Wenn's denn einmal zum Schlafen kommt, — zum ewigen Schlaf, dann hier in dem kleinen einsamen Friedhof des Urwald's.

Unaufgeklärt.

Episode aus dem Holzfäller-Leben.

Vor zehn Jahren war es. Ungefähr acht Meilen von Glidden, einer Ortschaft im nördlichen Wisconsin, schritt auf einem einsamen Waldweg ein Jäger rüstig dahin, als plötzlich ein brauner glatthaariger Hund aus dem Gestrüpp hervorsprang sich winselnd und knurrend vor dem Trapper niederlegte, dann in's Gebüsch zurücklief, um wiederkehrend dieselbe Procedur zu wiederholen. Zufälligerweise war der Hund dem erstaunten Trapper bekannt und daß derselbe ihn durch sein Hin- und Herspringen und die knurrenden Laute zum Mitgehen auffordern wollte, war für ihn außer allem Zweifel. Sofort wurde es ihm klar, daß an irgend einer Stelle im Urwald ein Unglück geschehen sei und zwar mit dem Besitzer des klugen Thieres, der, wie er wußte, an einsamem Platze in der Nähe der Indianer-Reservation die Hütten und Geräthschaften eines größeren Holzfällerlagers bewachte. Da er einsah, daß ein sofortiges Vordringen zu der noch über zwanzig Meilen entfernten Camp ohne etwaige medizinische Hilfsmittel wenig Nutzen bringen würde, wenn es sich um eine Verwundung handeln sollte, da er ferner, wenn Schlimmeres geschehen wäre, von versteckt liegenden Indianern als der Thäter bezeichnet werden konnte, so faßte er den Entschluß, nach Glidden zurückzukehren, um Hilfe herbei zu holen. Durch Locken und freundliche Worte suchte er den Hund zu beschwichtigen, was ihm auch schließlich gelang, und willig folgte ihm derselbe auf seinem eiligen Rückweg zur Ortschaft. Einige Stunden später war es, als ein von einigen Gerichts-Personen und dem Trapper begleiteter Trupp Ansiedler auf dem mit Unkraut überwucherten Waldweg vordrang, voraus mit großen Sätzen der kläffende Hund, alle Fußspuren am Boden beschnuppernd. Gesprochen wurde wenig. Der unsichere Weg, der oft nur ein Einzelmarschiren gestattete, die Ahnung von

etwas Ungewiſſen, Entſetzlichen, dazu das geheimnißvolle Weſen des Urwaldes wirkten bedrückend auf die Gemüther. Erſt bei einer Raſt, die in einer Blockhütte gehalten wurde, kam ein Geſpräch im Gange, im Laufe deſſen namentlich die älteren Leute ſich darüber ausließen, wie gefährlich es ſei, ſo weit von allen Menſchen entfernt und nur auf ſich ſelbſt angewieſen, das Eigenthum Anderer zu bewachen; die jüngeren Leute behaupteten lachend, ſo ſchlimm wäre die Sache nicht, wenn man, wie der „Fred“ täglich von einer hübſchen Halbblut-Indianerin beſucht würde. Nach kurzem Aufenthalt erhoben ſich die Männer, um mit friſch geſammelten Kräften den Weitermarſch anzutreten. Der zweite Theil des Weges war noch bedeutend beſchwerlicher. Ein Wirbel-Sturm hatte eine ganze Strecke des Urwalds niedergeworfen und die mächtigen Stämme lagen zerſplittert und mit den Aeſten verhängt in wildem Chaos durcheinander, ſo daß der Trupp oft gezwungen war, einen Meilen langen Umweg zu machen. Das ofte Einſinken in die unter dem Boden verborgenen Waſſer-Löcher, das Anſtoßen an die mit Waldgras überzogenen Baum-Wurzeln, machen einen ſolchen Marſch äußerſt beſchwerlich. Nach fünfſtündiger Wanderung endlich öffnete ſich der Urwald und eine große ebene Waldblöße lag vor den ermüdeten Männern. Die Sonne war eben im Untergehen und beleuchtete mit ihren letzten Strahlen die Gebäude des einſamen Lagers und huſchte über die erhitzten Geſichter der aus dem Wald Hervortretenden hinweg, welche tief Athem holend, den in magiſcher Beleuchtung liegenden Platz überblickten. Der Hund, der ihnen bereits auf halbem Weg vorausgeſprungen war, lag ſtill mit auf den Vorderpfoten ruhendem Kopfe bei der Thüre der zunächſt liegenden Hütte. Die Männer näherten ſich derſelben und die nur halb offene Thüre zurückſtoßend, trat der allen voranſchreitende Trapper in das Innere, um gleich darauf gegen die Nachdringenden zurück zu taumeln.

„Schrecklich!“ kam es zitternd von den Lippen des erbleichten Jägers.

Bald standen alle ebenso entsetzt innerhalb des Gebäudes, starr auf einen mit dem Rücken am Boden liegenden erstarrten Körper blickend. Es war Fred, der Campwächter. Der Tod mußte ihn schon vor einigen Tagen ereilt haben. Seine Gesichtszüge waren nichts weniger als entstellt, nur war der Ausdruck eines plötzlichen Schreckens über denselben verbreitet. Auf dem nicht weit von ihm entfernten Tische lag ein einläufiger Hinterlader und der erste Gedanke eines Jeden war der, daß der arme Mensch, welcher hier todt vor ihnen lag, die Waffe gegen sich selbst gerichtet habe. Doch bei näherer Besichtigung des Gewehres sah man, daß der Hahn geöffnet war, und die zerstreut umherliegenden Putzwerkzeuge ließen darauf schließen, daß der Tod ihn beim Reinigen der Schußwaffe ereilt haben mußte. Nachdem sich alle von ihrem Schrecken einigermaßen erholt, hoben einige auf Geheiß des Friedensrichters den Todten auf, um ihn einer genauen Besichtigung zu unterziehen. Der alte Trapper untersuchte die Schußwunde und erklärte den Anderen mit gedämpfter Stimme, aus der die Erregung heraus klang, welchen Weg die Kugel genommen. Etwas unterhalb des Armgelenkes war sie eingedrungen und einen Theil der Lunge und das Herz durchbohrend, muß sie den augenblicklichen Tod zur Folge gehabt haben. Nach beendigter Untersuchung trugen sie den Todten auf die an der Wand hinlaufende breite Bank, und seine Kameraden machten sich an's Werk, ihm Hände und Gesicht von den Blutspuren zu reinigen. Die an der Wand hängenden besseren Kleider wurden herbeigeholt, um ihn umzukleiden. Der Friedensrichter und die älteren Männer ergingen sich unterdessen an der offenen Thüre stehend in Vermuthungen, auf welche Weise das Unglück geschehen sein konnte. Einige waren der Ansicht, daß sich die Flinte beim Putzen selbst

entladen und der Schuß ihn an der Seite getroffen habe. Der alte erfahrene Fallensteller aber widersprach dem, indem er behauptete, daß das Gewehr dann nicht mit offenem Hahne in gleicher Richtung mit dem Todten liegen könnte, als ob es eben erst ganz ruhig aus der Hand gelegt worden wäre. Er war der Ansicht, daß es nichts Anderes als ein gemeiner Mord aus dem Hinterhalt sei nnd muß der Mörder unbemerkt bis zu der Thüre vorgedrungen sein und von derselben verdeckt den Schuß abgegeben haben.

„Wo aber," warf ein alter Holzarbeiter dazwischen, „war zu dieser Zeit der als wachsam bekannte Hund, daß er seinem Herrn keine Warnung gegeben hatte, so daß sich der Meuchel-Mörder in unmittelbarer Nähe der Hütte schleichen konnte?" Darauf konnten sich auch die Anderen keine Antwort geben. Unterdessen waren die um den Todten Beschäftigten mit dem Umkleiden fertig geworden und auf Anordnung des Richters wurde derselbe in einer anderen Hütte auf zusammengerückten Tischen aufgebahrt. Grünes Moos, Waldblumen und Farren-Kräuter wurden herbeigeholt und der Todte damit umgeben Sie wollten ihm alle Ehre angedeihen lassen, so gut es im Urwald nur möglich zu machen war. Da es inzwischen dunkel geworden, wurde ein mächtiges Feuer angezündet und während der ergraute Friedensrichter, einen Baumstumpen als Schreib Tisch benützend, das Todten-Gericht eröffnete, um die in solchen Fällen vorgeschriebene Jury einzuschwören, machten sich die Ueberzähligen daran, bei einer mächtigen Tanne ein Grab auszuschaufeln. Drei Stunden blieben die Geschworenen an einem weiter entfernten Feuer in Berathung, ohne sich über die Todes-Ursache einigen zu können. Unterdessen erzählten die Anderen sich, was ihnen über das Leben des armen Fred bekannt war Seit fünf Jahren war er in dieser Gegend, im Winter als Fuhrmann, im Sommer als Wächter der Camp, beschäftigt. Jung und lebenslustig, wie er war, hatte er wohl wenig Feinde

Freilich vor einem Jahre zurück hatte er zwei Indianer, die er beim Diebstahl ertappt, dem Gerichte angezeigt und ihre Verhaftung und Bestrafung bewirkt. Wenn die anderen Chippewas sich aber hätten rächen wollen, warum hatten sie es nicht längst gethan? Unlängst auch war er, als er Glidden behufs eines Tanz-Vergnügens besuchte, mit einem Irländer wegen eines Mädchens in Streit gerathen und hatte ihm der Letztere Rache geschworen. Er hatte dort, um den als eifersüchtig bekannten Liebhaber zu ärgern, zum Vergnügen seiner Kameraden alle Liebenswürdigkeit aufgeboten, um ihm seine Schöne auf einige Stunden abspenstig zu machen, was ihm auch ganz gelungen war. Der Irländer hatte am nächsten Tag die Ortschaft verlassen und war seitdem nicht mehr gesehen worden. Außer diesen beiden Vorfällen war den jungen Burschen nichts bekannt, wodurch sich der Canadier Feindschaft zugezogen haben sollte. Endlich erhoben sich die Geschworenen und zum Friedensrichter zurückgekehrt, erklärte der Obmann, daß die Ansichten getheilt seien, indem die Hälfte der Männer von einem Morde überzeugt sei, während die Anderen einen Unglücksfall voraussetzen. Da man aber keine nutzlose Zeit mit Vereidigung einer neuen Jury verlieren wolle, so solle der Richter Alles aufbieten, um Licht in dieses räthselhafte Dunkel zu bringen. Dann wurde der Todte in einen aus rauhen Brettern zusammen gefügten Sarg auf weiches Moos gebettet und die Männer schritten zum Begräbniß. Ein feierlicher Akt war es, als die abgehärteten Pioniere vom flackernden Feuer beleuchtet, das Grab umstanden, in welches man eben den Sarg hinuntergelassen und als sie dann niederknieten, um ein Gebet für den Verstorbenen zu sprechen, da blickten wohl Alle andächtig zum gestirnten Himmel auf, von welchem, wie allerwärts, auch auf diese weltentlegene Wildniß die Sterne herableuchteten. Bei dem Morgengrauen lag der Platz wieder einsam und düster, wie zuvor.

Alle Nachforschungen in der Indianer-Reservation, bei welchen auch der Hund des Verstorbenen verwendet wurde, so wie die Suche nach dem verschwundenen Irländer führten zu keinem Resultate. Kurz nach dieser Begebenheit vernichtete ein Waldfeuer die Gebäude und den größten Theil des Holzlandes dieser Compagnie. Zwei, drei Jahre nachher und die Wildniß mit ihrer großartigen schnell wuchernden Pflanzenwelt hatte die Stätte bedeckt, auf der einst Weiße gehaust, die mit Axt und Säge die gewaltigen Urwaldriesen zu Falle gebracht. Von einem Trapper, der einige Wochen dortselbst der Jagd oblag, erfuhr man, daß er einstens zur Nachtzeit beim Durchstreifen der Gegend einen heillosen Schreck gehabt hätte. Ein weibliches Wesen in eine wollene Decke gehüllt, saß zusammengekauert am Fußende der Ruhestätte. Näher hinzuschleichend, meinte er eine junge Indianerin zu erkennen, welche er früher, während der Sommers-Zeit des Oefteren im „Lager" angetroffen, die aber immer gleich nach seinem Erscheinen verschwunden war. Zwischen Gebüsch versteckt, hätte er die Gestalt am Grabe lange beobachtet, wie sie mit in Trauer erstarrtem Gesicht ins Mondlicht blickte, regungslos, ein lebendes Grabmonument. Von Schauder erfaßt, hätte er sich lautlos zurückgezogen und den Weiter-Marsch angetreten. Dieser Bericht des Fallenstellers hätte, so sollte man meinen, ein neuer Antrieb zu Nachforschungen sein sollen, aber dem war nicht so. In solch einem frisch aufblühenden Gemeinwesen, wo die Beamten sowohl, als auch die Holzarbeiter, einem beständigen Wechsel unterworfen sind, wo immer neue Pioniere zuströmen, neues Leben emporwächst, hat man zu viel die Zukunft im Auge, um sich mit der Vergangenheit abzugeben. Auch scheut man die Kosten des Gerichts-Verfahrens und die daraus erwachsende Vermehrung der Steuern. So vergißt sich ein derartiges Vorkommniß sehr bald.

Eine Urwaldfarm.

Es war an einem regnerischen Vormittag des Monats Oktober und sieben Jahre nach der Auffindung des Camp-Wächters, als von der Distrikt-Polizei eine junge Indianerin eingebracht wurde, welche angeklagt war, einen ihrer Stammes-Genossen erschossen zu haben. Auf Nachmittags war die Verhandlung angesetzt und zu derselben war auch der Indianer-Chef mit einigen seiner Stammes-Aeltesten und einem kleinen Mädchen erschienen, welch' letzteres in seiner halb modernen, halb indianischen Kleidung und wegen ihrer weißen Hautfarbe und seltenen Schönheit allgemein auffiel. Das sechs bis sieben Jahre alte Kind hatte mit Erlaubniß der Polizei-Beamten neben der Indianerin, ihrer Mutter, auf der Anklage-Bank Platz genommen. Das Gerichts-Zimmer war dicht gefüllt. Da sah man Holzfäller, Farmer und Geschäftsleute bunt durcheinander. In solch' einsamen Wald-Dörfern erregt ein solcher Vorfall immer eine ungeheure Aufregung. Das Gesicht der Angeklagten, welches starr nach einer Ecke des Zimmers gerichtet war, erschien wie aus Stein gemeißelt, nur daß hie und da eine wahnsinnige Freude in ihren Augen aufleuchtete. Alle Fragen des Richters ließ sie unbeantwortet. Derselbe wandte sich denn um Auskunft an die anwesenden Indianer. Der Chef, ein grauhaariger, intelligent aussehender Mann, erhob sich von seinem Sitze und erzählte den lautlos Zuhörenden ungefähr Folgendes: „Er habe versucht, auszufinden, aus welchem Grunde die Angeklagte den Mord verübt habe, er habe aber immer nur ein schrilles Hohngelächter von ihr zur Antwort erhalten. Seit sieben Jahren schon sei sie dem Wahnsinn verfallen, habe dabei aber immer mit abgöttischer Liebe ihr Kind gepflegt. Nachts wäre sie meistens, nachdem sie die Kleine zur Ruhe gebracht, aus dem Lager verschwunden, um im Busch herumzustreichen. Da sie Niemand etwas im Wege legte und sonst alle Obliegenheiten in der Hütte ihres Vaters besorgte, hätte man sich nicht weiter um sie

bekümmert. Der von ihr Ermordete sei gestern nach siebenjähriger Abwesenheit zurückgekehrt. Derselbe hätte seine Mörderin in früheren Jahren zu seiner Squaw erheben wollen, sie habe aber sein Anerbieten ausgeschlagen. Sie sei trotz des Verbotes der Stammes-Aeltesten einem Weißen nachgelaufen, was nicht zu verwundern, da ja ihr Vater selbst ein Canadier gewesen wäre. Die Folgen seien denn nicht ausgeblieben. Noch vor der Geburt des neben ihr sitzenden Kindes sei sie eines Tages in größter Aufregung in's Dorf gelaufen gekommen, aber Niemand hätte von ihr den Grund ihrer Erregung erfahren können. Seit der Zeit hätte sie immer irre geredet. Der von ihr erschossene Indianer hatte drei Tage vor diesem Vorfalle die Reservation verlassen, um in einer anderen Gegend der Jagd obzuliegen. Gestern sei er zurückgekehrt und als er mit anderen Männern am Feuer gesessen, um seine Erlebnisse zu erzählen, sei plötzlich ein Schuß gefallen und in's Herz getroffen, sei der junge Indianer in's Gras zurückgesunken. Aufspringend hätten sie die Angeklagte hinter einem Baum, mit der Büchse in der Hand, gefunden, woselbst sie das ihrem Vater gehörige Gewehr willig zurückgab und nachdem sie auf ihre Frage, ob er todt sei, bejahende Antwort erhalten, wie besessen um die Männer herum tanzte. Was sie gegen den Erschossenen hatte, wäre unbekannt. Um die Wahnsinnige aus dem Dorfe zu entfernen, wäre die Anzeige gemacht worden, im anderen Falle würden die Weißen nichts erfahren und er, der Chef, die Bestrafung selbst in die Hand genommen haben." Der Häuptling nahm nach dieser Auseinandersetzung seinen Platz wieder ein. Ein zufällig anwesender Trapper meldete sich hierauf zum Wort und erklärte, daß er diese Indianerin als diejenige wieder erkenne, die er vor einigen Jahren am Grabe des Camp-Wächters gesehen, wie er seinerzeit berichtet habe.

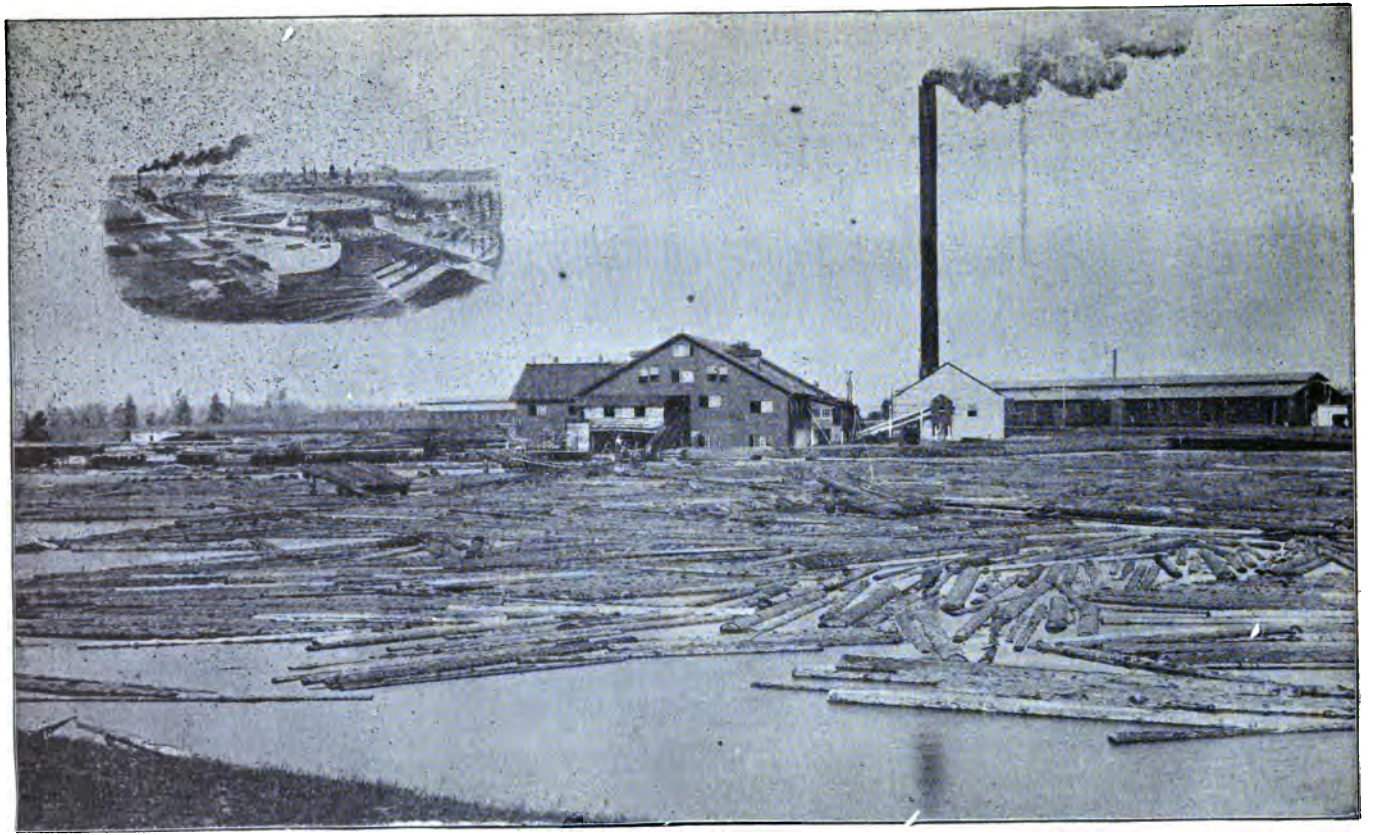
Da alle Fragen des Friedens-Richters von der Geistes-Kranken entweder gar nicht oder nur mit einem grellen Gelächter beantwortet wurden, so wurde die Verhandlung geschlossen und die Indianerin zur Prüfung ihres Geistes-Zustandes an das County-Gericht verwiesen. Bald darauf meldete die Wochen-Zeitung, daß die Unglückliche nach einem Irren-Asyl gebracht worden sei.

Das kleine Mädchen, das man mit ihr nach der Kreis-Haupt-Stadt gesandt, wurde einem Waisen-Hause überwiesen, wo es hoffentlich bei tüchtiger Erziehung zu einem ordentlichen Menschen-Kinde heranwachsen und seine dunkle Abstammung vergessen wird. Der Abschied von ihrer Mutter, welche seit ihrer Mordthat kein wärmeres Gefühl für die Kleine mehr an den Tag legte, soll von Seiten des Kindes ein herzzerreißender gewesen sein und selbst die abgehärteten Polizei-Beamten in Rührung versetzt haben.

In der Abtheilung für Unheilbare, in der die Indianerin kurze Zeit nach ihrer Ueberführung untergebracht wurde, hat man ihr, da ihr Irrsinn sich als gänzlich ungefährlich erwiesen, die möglichste Freiheit gelassen. Doch die ungewohnte Lebensweise zehrte an ihrem Leben und bereits nach einem Jahre erlöste sie der Tod von einem Dasein, welches sie für lange Zeit nur eines Rachegedankens wegen weiter geschleppt und das nun, seit sie durch jenen Mord ihren Gefühlen Genüge gethan, für sie werthlos geworden war.

Dichte Himbeersträucher und junger Baumwuchs bedecken jetzt die Stelle des früheren Holzfäller-Lagers und in den Zweigen klingt das leise Gezwitscher der flinken Meise, nur selten unterbrochen durch die so lieblichen melodischen Töne des rothbrüstigen Kernbeißers dort oben im Wipfel der höchsten

Fichte. Sonst herrscht heilige, hehre Stille in dieser groß-artigen Waldregion. Es rauscht und flüstert über dem welt-entlegenen Grabe, in welchem der frühere Camp-Wächter, fern von der Heimath, den Eltern und Geschwistern dem einstigen Wiedersehen entgegenschlummert. Die alten Baum-Riesen, die dem Feuer Trotz geboten, die wissen das Geheimniß Deines Todes, einsamer Schläfer, auch jene geistesgestörte, unglückliche Indianerin, die der alte Trapper einst trauernd an Deinem Grabe gesehen, in mondheller Nacht. Für uns Andere wird's wohl immer „u n a u f g e k l ä r t" bleiben.



Eine Dampf=Sägemühle

Grüße aus dem Urwald.

Als meine Scheidestunde kam
Und ich vom Urwald Abschied nahm,
Stand ich im Abendsonnenschein
Am Saum des dunklen Forsts allein.

Da flüsterts, wie aus Geistermund,
Von allen Bäumen in der Rund
Und aus den Blumen ohne Zahl:
Grüß Alle draußen tausendmal!"

Es klang und sang aus jedem Strauch:
„Vergiß uns nicht, bring' von uns auch,
Den Waldessängern groß und klein,
Viel' Grüße in die Welt hinein!"

Auch dort am See, so still und tief,
War mir's, als ob die Nixe rief,—
Dort bei der Tann' am Uferrand:
„Die Schwestern grüß' im fremden Land!"

Und an der Quelle lacht und spricht
Ein kleiner Gnom: „Vergiß mich nicht;
Lieb war Dir immer mein Revier,
D'rum sag' auch einen Gruß von mir!"

Stumm lauschte ich dem Stimmenmeer,
Dort in der Wildniß um mich her.
Des Tages Licht war längst dahin,
Als ich vom Wald geschieden bin.

Hab' Deiner schon so oft gedacht,
Du stiller Wald in wilder Pracht!
Und allen Lesern bring' ich heut
Den Gruß aus jener Einsamkeit.

Humoristisches.

Der politische Barbier.

Wenn in einem der Wald-Dörfer die Frühjahrs-Wahl heranrückt, so beginnen die Gemüther der Ansiedler sich allmälig zu erhitzen. Mit jedem Tage steigt da die Temperatur bei den männlichen Personen und selbst der größte Theil des weiblichen Geschlechts betheiligt sich an den politischen Debatten, wobei die sehr selbstständige Ansicht mancher Ehegattin den Familienpascha zur Verzweiflung bringt und ihn veranlaßt, nur noch starrköpfiger für die von ihm auserlesenen Kandidaten einzutreten.

In den Wirthschaften der Ortschaft gehören handgreifliche Beweisführungen durchaus nicht zu den Seltenheiten; doch kommt es in wenig Fällen vor, daß sich der Dorfpolizist hinein mischt, denn sein Amt ist das Bestbezahlteste und er darf es bei dieser kritischen Zeit mit keiner Partei verderben, wenn er für ein weiteres Jahr die fette Stelle behalten will. Am Leichtesten wird der Kandidat Erfolg erzielen, der die weitverzweigteste Verwandtschaft besitzt, welche jeden Geschäftsmann mit einem furchtbaren Boycott bedroht, der nicht für ihren Auserwählten mit allen Kräften eintreten würde. Es gibt jedoch auch Kandidaten, welche mit gar keiner Verwandtschaft gesegnet sind, die sich auch sonst einer großen Unbeliebtheit erfreuen und daher gewöhnlich mit Glanz durchfallen, deren Namen aber trotzdem jedes Jahr wieder auf einem Wahl-Zettel auftauchen. So lebte in der Ortschaft X..... ein überspannter Barbier, welcher sich Jahre lang für das Bürgermeisteramt bewarb und der, da er auf den beiden im Felde stehenden Wahl-Zetteln nie ankommen konnte, immer ein eigenes drittes Ticket anfertigte, welches denn auch jedes Mal total geschlagen wurde. Bereits acht Wochen vor der Wahl begann dieser „politische Rasirer,"

—aufgemuntert durch Spaßvögel—für seine Kandidatur Propaganda zu machen und da er die einzige Barbier-Stube in der Ortschaft besaß, so war ihm so recht Gelegenheit geboten, die Bürger einzeln vorzunehmen und auf ihr politisches Gewissen zu prüfen. War man erst einmal auf seinem Marter-Stuhle befestigt, so war man auf Gnade oder Ungnade in den Händen dieses verrückten Menschen und man mußte eine Stumprede—mit vielen kitzlichen Fragen gespickt — über sich ergehen lassen, zu deren Beantwortung man gezwungen war, da der Crank immer mit dem Rasiren aussetzte, bis eine Erwiederung erfolgt. Beim Wetzen des Messers schon öffneten sich die Schleusen seiner Beredtsamkeit.

„Nun, die Wahl steht also wieder vor der Thüre. Haben Sie schon gehört, daß der Christ wieder laufen will und der Charley ebenfalls? Ha, 's ist doch eine Schmach, solche Lumpen. — Nicht einen Cent Steuer zahlt der Christ und will Bürgermeister werden, ha, ha, — will er? — Bürgermeister — der—und der Charles? Bomben-Element—der, der war's schon einmal, aber was für einer. Er hat sich jeden Tag Hühner-Suppe kochen lassen und Flaschen-Bier dazu getrunken, Reisen gemacht, Hazard gespielt und aus Niederträchtigkeit sich noch selber rasirt, damit nur Keiner sonst einen Cent verdienen sollte. Noch nicht zehn Tage Straßen-Arbeit gab's da für unsere Farmer, für diese wackeren Pioniere, für unsere Vorkämpfer für's Civilisirte, für unsere, für—ha—für unsere . . . Ja was ich also sagen wollte, wenn da was zu repariren war an unseren Straßen und Brücken, wer hat's gemacht? wer? frag ich. Seine Verwandtschaft und seine politischen Drathzieher, die haben Alles verschluckt, diese Diebs Gesellschaft;— und wissen Sie, wenn er bei der Distrikts-Versammlung war, wo er für's Wohl unserer Ortschaft hätte streiten sollen, da ist

der Hallodrio gewöhnlich eingeschlafen und zum Ja-Sagen haben's ihn immer erst aufwecken müssen."

Das Messer ist endlich scharf. Nachdem der Kopf in die richtige Lage gebracht und der erste Strich gethan ist, kommt die Frage:

„Hab' ich jetzt Recht oder nicht?" Mit erhobener Klinge erwartet er die Antwort, die wegen des dicken Seifenschaumes etwas undeutlich ausfällt. Zufriedengestellt rasirt und schwadronirt er weiter.

„Gestern war der Hannes und der Jim bei mir, die wollen haben, ich soll laufen; sie gehen als Beisitzende auf meinen Wahl-Zettel. Die sagen: „„Diesmal wär' gar kein Zweifel, das ganze Volk wär' für mich, einstimmig;—Alles—für mich!— Meinen Sie nicht auch?"

Wieder hält der Barbier inne, bis ein Brummen des „Eingeseiften" zur Antwort ertönt.

„Sehen Sie, ich hab' zwei Grundstücke, ich bezahl' meine Steuern und Englisch, da bin ich der Mann, da bin ich im Sattel, ganz perfekt, sag' ich Ihnen. Ich hab' da extra eine Schullehrerin in Kost genommen, für zwei Dollars die Woche, obwohl sie immer für das Doppelte gegessen hat. Sie ist ja ordentlich dick geworden für zwei Dollars die Woche, — und das blos zur Erlernung des verflixten Englisch, damit mich die Kerls bei der Distrikt-Versammlung nicht über's Ohr hauen können!"

Die eine Seite ist fertig. Es erfolgt eine Schwenkung des Kopfes und das Rasiren nimmt seinen Fortgang.

„Ich will einmal Ordnung hineinbringen in die verlotterte Wirthschaft. Der Orts-Schreiber muß reduzirt werden mit seinem Gehalt, mit den Federn und mit dem Papier. Der Mensch verschreibt ja mehr in einer Woche, als ich in zehn

Hochbeladen.

Jahren und je mehr er schreibt, desto hochnasiger wird er. Der Polizist kann seinen Lohn behalten, aber er muß sich das Schnapstrinken abgewöhnen, das Laternen-Anzünden mit besorgen und jeden Morgen muß er mir Meldung machen, was passirt ist.—Ich hab' jetzt schon einen Mann angestellt, der alle Diejenigen notiren muß, die über mich schimpfen, damit ich's die Kerls zurückbezahlen kann, wenn ich im Amt bin. Solches Gesindel, das gegen einen ehrlichen Bürger, wie ich bin, stimmt, gehört überhaupt aufgehängt. Ich bin berechtigt zu der Ehr', so gut, wie Andere,—versteh'n Sie mich?"

Unterdessen hat er den Kopf zurückgebogen und hantirt an der gefährlichsten Stelle — am Zäpfchen.

Dem Patienten im Stuhle wird der Mund wässerig, wie bei dem Gedanken an Salzhäringe. Das Gesicht unseres Politikers hat sich hochroth gefärbt und seine Stimme zittert vor Aufregung.

„„Sie—Sie stimmen ddch auch für mich," fragt er plötzlich und blickt sein Opfer mit rollenden Augen an, während das Messer in seiner nun zitternden Hand in der Nähe des Sprach-Organs hin und her balancirt.

Ein zweifilbiges „Ja—a" ertönt von den Lippen des Gemarterten.

Beim Abtrocknen wird er wieder ruhiger, der politisch-kranke Barbier.

„Sie können als Schatzmeister laufen auf meinem Wahl-Zettel," spricht er großmüthig beim Ueberreichen des Hutes. „Next."

Daß man da froh war, aus der Bude heraus zu kommen, ist selbstverständlich, denn so ruhig und anständig dieser Mensch auch sonst war, zur Wahl-Zeit wurde er gefährlich.

Als ich nach Jahren wieder diese Ortschaft besuchte, war das Original nicht mehr anwesend. Seine Bürgermeister-Idee hatte ihm nach und nach seine ganze Kundschaft gekostet, so daß er seinen politischen Verschönerungs-Parlor schließen und seinen Umzug nach einem anderen Walddorfe bewerkstelligen mußte. Der Letzte, den er rasirt, soll ein Medizin-Agent von St. Paul gewesen sein und hat er demselben angeblich in angetrunkenem Zustande und politisch aufgeregt sechzehn empfindliche Schnitte beigebracht und das nur, weil der **Commis voyageur** bei der Prozedur, mitten in der Stumprede, halbrasirt „Reißaus" nehmen wollte.

Das Loch an der Landstraße.

Das Schmerzens-Kind der Ansiedler in den nördlichen Distrikten ist der Straßen-Bau. Beständig hört man Klagen über ungenügende oder schlechte Verkehrs-Wege und damit verbinden sich Schimpfereien über die nachlässige, einseitig handelnde Orts-Verwaltung, über die unrichtige Verwerthung der Geld-Mittel, über die Unfähigkeit der Aufseher,—und so weiter.

Im großen Agemeinen aber sündigt da ein Jeder sein gutes Theilchen. Da sind die Orts-Vorsteher, denen ihre Erwählung heillos viel Geld kostet und denen kein anderer Verwaltungs-Zweig so günstig ist, wie der Straßen-Bau, um das Geopferte wieder herauszuschlagen. Das Inspiziren der Straßen kostet in manchen Fällen bedeutend mehr, wie die Arbeit, die daran gemacht wurde. — Da sind dann die verschiedenen Aufseher, die ihre Anstellung dem politischen Einfluß zu verdanken haben, den sie besitzen und zu Gunsten des betreffenden Vorstehers bei der Wahl verwerthet haben und die nun ebenfalls für ihre Mühe das Möglichste profitiren wollen, — und zuletzt

sind noch die bei den Straßen-Verbesserungen beschäftigten Farmer, von welchen Jeder der Ansicht huldigt: „Warum sich so plagen, es ist ja nur Straßen-Arbeit, zu der wir berechtigt sind, weil wir die Steuern dafür bezahlen müssen."

Da alle Beamten mit wenigen Ausnahmen auf eine Wieder-Erwählung hoffen und sich deswegen die Gunst der Stimmgeber während ihres Amts-Termins zu erhalten suchen, da sie ferner die oft nur zu wahren Anschuldigungen bezüglich ihrer Amtsführung fürchten, so ist es mit der Autorität der Vorgesetzten schlecht bestellt. Die nachfolgende kleine Skizze, welche eine wahre Begebenheit schildert, wird für das soeben Gesagte den trefflichsten Beweis liefern.

In einer Ortschaft im nördlichen Wisconsin wurde eines Tages der Ortsverwaltung Anzeige über eine schadhafte Wegestelle gemacht.

Der gewissenhafte hohe Rath bestellt sich sofort ein bequemes Fuhrwerk, womit sich Seine Ehren, der Herr Bürgermeister, mit den beiden Beisitzenden zu dem angegebenen Platze fahren lassen. Der Regen hatte da an der einen Seite der Straße einen kleinen Riß verursacht, den die Herren nun mit nachdenklichen Gesichtern betrachten. Nachdem durch halbstündige ernste Erwägungen die kolossale Wichtigkeit des Falles festgestellt ist, verläßt einer der Ortsväter das Gefährt, um Messungen anzustellen und nachdem die Breite der ausgewaschenen Stelle auf zwei Fuß und die Tiefe auf 16 Zoll festgestellt und vom Gemeinde-Oberhaupte notirt ist, wird der eine der Herren Räthe ausgewählt, Leute zu dieser Arbeit anzustellen und den Straßen-Aufseher zu benachrichtigen, daß er die Arbeit leite. Tags darauf werden also die zwei zunächst wohnenden Farmer engagirt und als der Orts-Vorstand sie zu dem riesigen Loche geführt, heißt er sie warten, bis er den etwa fünf Meilen entfernt wohnenden Aufseher herbei geholt hätte. Die beiden Farmer setzen sich in's Gras

und vertreiben sich die Zeit mit einer Partie Sechsundsechzig, wozu sie sich in weiser Voraussicht ein altes abgegriffenes Spiel Karten von zu Hause mitgenommen hatten. Gute Pichler waren die Beiden, als aber fünf Stunden im Spiele vorüber gegangen, wurden sie der Sache überdrüssig und wie dann nach dem Verzehren der mitgenommenen Eßwaaren noch kein Aufseher auftaucht, kommen sie zu der Ansicht, vergessen worden zu sein und zu dem Entschluß, den Orts-Vorstand behufs Auswechslung einiger Grobheiten aufzusuchen. Kaum sind sie aufgebrochen, so kommt der kleine dicke Gemeinderath mit dem Aufseher von einer anderen Straße her. Da alles Rufen erfolglos ist, schickt er den Letzteren nach den Wohnungen der beiden Farmer, der dieselben dort natürlich nicht vorfindet.

„Da lauf' halt nach meinem Haus hinunter, die Kerls is eben die Zeit zu lang worden und da suchen's jetzt nach mir. Ich wart derweil!"

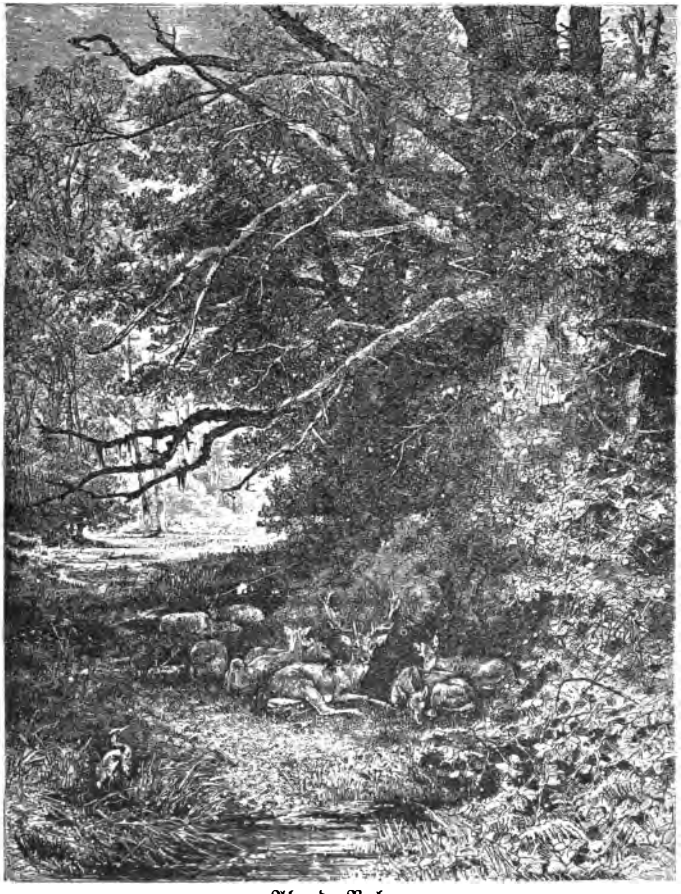
Der Aufseher macht sich auf die Strümpfe und der Gemeinderath wartet. Nach weiterem Verlauf von zwei Stunden beginnt der Einsame im Selbstgespräch:

„Kruzi Türken, der muß die zwei Halodri' net g'funden hab'n und da rennt der Simpl von einem Aufseher alle Farmeu ab, daß nur das ganze Viertel erfährt, daß da a Loch zum Zuschaufeln is und a Jeder erbost wird, daß er net hat helfen dürfen. Jetz' muß i halt selber seh'n, wo die Bagasch'n bleibt."

Kaum ist er zwischen den Bäumen verschwunden, so kommen die beiden Farmer zurück.

„No nix," sagt der Eine, „na, das muß i sag'n, das is ja a recht saubere Orts-Verwaltung, die sollt ma uns einrahmen lassen!"

Sie legen sich wieder bei'm Loch in's Gras und vertreiben sich die Zeit mit einer derben Kritik dieser heillosen Zustände, bei welcher sie endlich von dem Straßen-Aufseher überrascht



Abend = Ruhe.

werden. Der macht nun den beiden Farmern Vorwürfe, weil sie nicht auf dem Platze geblieben seien, worüber sich ein Streit über die Verwaltung der Ortschaft entspinnt und der nach einer Weile erscheinende Orts-Vorsteher kommt gerade zur rechten Zeit, um den Aufseher den Händen der Farmer zu entreißen, die eben daran waren, ihren unmittelbaren Vorgesetzten nach allen Regeln der Kunst durchzuprügeln.

„Wo wart's ös?" fragt er, sich in Positur werfend.

„Wo wart's denn ös?" tönt's zurück und kampfesmuthig messen sich die Parteien. Nachdem sie sich gegenseitig verschiedene Wahrheiten gesagt, wobei dem Gemeinderath vorgeworfen wird, daß er auf schwindelhafte Art für sich eine zu niedrige Steuer-Einschätzung erlangt habe, kommt eine Einigung zu Stande.

„Enker Zeit wird Enk bezahlt," spricht der Landesvater gnädig und während die beiden Farmer unter Aufsicht des Straßen-Meisters in einer halben Stunde das Loch zuwerfen, macht er seine Eintragungen in's lederne Buch:

Besichtigung durch Bürgermeister und Beisitzende a $3	$ 9
Den Aufseher und die Arbeiter angestellt	$ 3
Aufseher einen Tag	$ 3
Zwei Arbeiter a $1.50	$ 3
Inspektion durch Bürgermeister und Beisitzende	$ 9
Zweimal Fuhrwerk für den Gemeinderath	$10

Auf dem Heimweg sagt der Orts-Vorstand zum Aufseher: „Kruzi Türken, war das a Hetz. Aber ich bin halt so,—ich muß dabei sein, damit die Sach' richtig g'macht wird. Jetz' muaß mer's morg'n noch inspiziren—und dann is ferti.

Eine lebhafte Schulsitzung.

In einem der Wald-Dörfer übten für lange Zeit die Sitzungen der Schul-Verwaltung eine große Anziehungskraft auf mich aus. Die Verhandlungen waren nämlich so voll unfreiwilliger Komik, daß man vor unterdrückten Lachen hätte platzen können. Keine Posse, von den besten Kräften gespielt, hatte mich je so erheitert, wie eine dieser Sitzungen.

Da saßen sie bei einander an einer langen Tafel, ein dicker Bierwirth, ein ehrsamer Schuhmacher-Meister und vier Farmer, Jeder das Gesicht in ernste Falten gelegt und auf der Stirne die nöthigen Runzeln, wie sie durch die in die Höhe gezogenen Augenbraunen erzeugt werden und auf ein tiefes Nachdenken über schwere Probleme schließen lassen.

Den Vorsitz führte der Dorfwirth, ein biederer Würtemberger, der das Englische stark verschwäbelte. Die Beisitzenden waren bis auf einen Oesterreicher alle Bayern. Vier derselben konnten das Englische vom Italienischen nicht unterscheiden, während der eine der Bayern die amerikanische Landessprache in schauderhafter Weise mißhandelte.

Zwischen den Letzteren mit den Vornamen „Fritz“ und dem Präsidenten, der „Jack“ gerufen wurde, bestanden immer Streit-Objekte. Die Anderen sprachen wenig oder gar nichts.

Der Präsident erhebt sich.

Präsident: „Tschentelmänner, ich open dies Meetings.“

Fritz: „Is ganz verkehrt!“

Präsident: „Warum isch verkehrt?“

Fritz: „Wei ju spick nat schermän, wo wir alle sind Deutsche hier?“

Präsident: „Das is ebe 's Gesetz.“

Fritz: „Net wahr is. Wenn alle Deutsch sind, muß Deutsch gesprochen wer'n.“

Der Oestereicher: „Well, Jack, der Fritz hat Recht. Mit engern Engliſch, do verſteht unſer aner jo gor nix.“

Präſident: „Ich bleib' beim Engliſch, aber ich will's Euch immer verdollmetſchen. Hav jur Fellers mäck a Moſchen. Das heißt, ob's was zu ſag'n häbets?“

Fritz: „Ei want das Schulhaus, was an mei Land is, remuvt zu der anderen Eck, daß die Schildern näher hab'n zu die Schul! Das heißt auf Deutſch: Ich will mei Schulhaus.....“

Präſident: „Nix komm raus!“

Fritz: „Du haſt gar nix dreinzuſprechen, weil Du der Präſident biſt, Du haſt Dei Maul z'halten. Die Anträg, ſtell'n mir und Du haſt blos d'ran zu äkten. Paragraph 211.“

Der Präſideut blättert ſchnell im Schulgeſetzbuche, doch Paragraph 211 handelt von etwas ganz Anderem.

Fritz: „D'rin is, aber vielleicht is 311.“

Auch da iſt nichts über dieſe Sache zu finden.

Präſident: „Alſo ich thu wiederſpreche, daß das Schul-Haus g'muvt wird, weil's ſchon ämol g'muvt iſch worde, häſcht es doch gleich auf'n richtige Platz muve laſſe.“

Fritz: „So kicken willſt a noch, ſchwäbiſcher Sieb'ng'ſcheidt, an die paar Dollars, wo wir dort g'macht hab'n. Warum haſt denn Du dann Dei Schulhaus von Dein Schwiegerſohn ſchindeln laſſen, wo doch das G'ſetz ſagt, daß mer die Verwandtſchaft net in Arbeit ſtellen darf, Paragraph 127, und warum haſt denn Deine Couſin als Lehrerin ang'ſtellt, wo doch blos a Centrifikat im dritten Grad g'habt hat, Paragraph 97, und warum haſt denn Dein Bruder das Holz liefern laſſen und haſt das verfaulte Zeug acceptet. Dös wird nach Paragraph 380 mit Zuchthaus beſtraft. Meinſt wohl, weil Du drei Jahr in England mit Kuhhäut' g'handelt haſt, da verſtehſt mehr, wie wir und

kannst uns hannackeln? Da bist aber schief g'wickelt, mei lieber Jackl."

Präsident: „Krieg' die Kränk, Du bayrische Nudel. Du hascht kei Recht, daß Du mich in der Versammlung Jackl heischt. Ich bin der Präsident. Verstehe Sie mich?"

Fritz. „Und ich bin der Vize-Präsident. Verstande wu?"

Präsident: „Well, ich will an Dein Antrag ächte. Jeder Tschentelmän von dia Herra, wo dafür is, daß dem Fritz sei Schulhaus net g'muvt wird, sägt Ja!"

Alle bis auf Fritz rufen „Ja!"

Fritz: „Humbuck!"

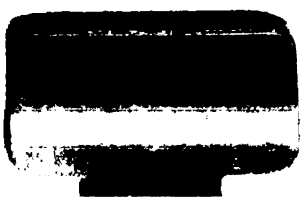
Präsident: „Jeder Tschentelmän hier, was dafür is, daß mer die Versammlung verschiebe, sägt Ja!"

Alle bis auf Fritz rufen: „Ja!"

Fritz: (wüthend): „Na wart, Schwob, jetzt kannst Dei flättes Bier selber genießen. Jetz' wird a Wirthshaus aufg'macht neben den Dein' und net eher gib ich an Fried', bis D' als Präsident g'remuvt bist. Wir hab'n noch a G'setz!"

Außerhalb frägt der Presidents den Oestereicher, mit welchem er das Sitzungszimmer verlassen: „Hen i recht g'habt oder net?" worauf der biedere Böhme erwiedert: „Hob i jo gor nix verstanden, weil's ös immer Englisch diskutirt's mitanander. — Aber das G'setz, dös versteht er aus dem ff, der Fritz, dös muaß ma ihm lassen. — Renn mir aber jetzt nur nöt fort, bis D' meine Order unterschrieben hast beim Sekriär. I' brauch's Geld, weil i meine Trinkschulden bezahlen muaß. Ma vertutelt eba immer mehr, wia ma einnimmt, mit dia verflixten Schulsitzunge.

Druckfehler-Berichtigung:
Auf Seite 7 am Schlusse des Vorworts statt herrliche Gegend—herrlichen Waldregionen. — Auf Seite 61, letzte Zeile statt den den.

Landsucher.

YB 20102